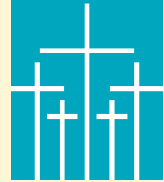


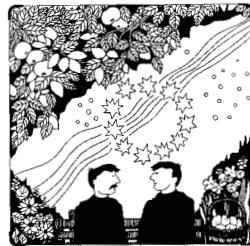
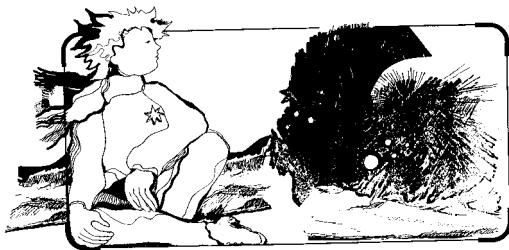
Volksbund Deutsche
Kriegsgräberfürsorge e. V.

Arbeit für den Frieden



Die Rückkehr des kleinen Prinzen und andere Geschichten

von Eva Köberle



Danke für Ihre Hilfe!

Inhalt

Vorwort	3
Die Rückkehr des kleinen Prinzen	4 – 13
Der Europabaum	14 – 17
Holzvögelchen	18 – 26
Wolfsfieber	27 – 29
Der fremde Vogel	30 – 35



Dr. Martin Dodenhoeft
Redaktion

Die fünf in dieser kleinen Broschüre zusammengestellten Geschichten stammen von der Augsburger Pädagogin, Autorin und Künstlerin Eva Köberle. Sie ist einer der selten anzutreffenden Menschen, die, mit einem klaren Blick für das Wesentliche begabt, dieses in wunderbaren Worten und Bildern auszudrücken und dabei gleichermaßen Jung und Alt anzusprechen verstehen.

Das Wesentliche in ihren Geschichten, die sie für die Friedensarbeit des Volksbundes in den Schulen schrieb, wird nicht im pädagogisch mahnenden Ton des Besserwissenden vorgetragen. Es findet sich in einfachen Worten, schnörkellos, in den kurzen Sätzen, die sie ihre Hauptfiguren sprechen lässt - und es findet sich als Effekt, der sich beim Leser von

allein einstellt, im Lesen „zwischen den Zeilen“. Wenn sie in einigen ihrer Geschichten Tiere sprechen und handeln lässt, so sind doch immer wir Menschen gemeint.

Eva Köberle hat in ihrer jahrzehntelangen ehrenamtlichen Arbeit für den Volksbund nicht nur diese Geschichten geschrieben. Sie hat selbst immer wieder mit Kindern und Jugendlichen, mit Kolleginnen und Kollegen und vielen anderen gearbeitet, um ihnen die humanistische Botschaft der Kriegsgräberfürsorge als Arbeit für den Frieden nahe zu bringen.

Die Begegnung mit den zahllosen Kriegsgräbern auf den Soldatenfriedhöfen war es auch, so die Autorin, die ihr den Anstoß gaben, ihre Gefühle in diesen Geschichten niederzuschreiben.

Ich erinnere mich an eine Aufführung des „Europabaums“ durch deutsche und französische Grundschüler anlässlich der Einweihung unserer Jugendbegegnungsstätte Niederbronn im Elsass. Ich sah gestandene französische Senatoren und deutsche Landräte die Tränen von ihren Gesichtern wischen. Es gab niemanden, der nicht die einfache Botschaft dieser kleinen Geschichte verstand, die ganz ohne hohles

Pathos und feierliche Beschwörungen daher kommt: Das Zusammenleben als gute Nachbarn braucht die Bereitschaft zum Lernen aus der Vergangenheit und den Willen zum Frieden. Es braucht die Bereitschaft der Kriegsgeneration, ihre Erlebnisse zu erzählen, eigene Fehler einzusehen und daraus zu lernen. Es braucht die Bereitschaft der jeweils anderen Seite, zu vergeben und zu verzeihen, die Hand zur Versöhnung zu reichen. Es braucht die Bereitschaft ihrer Kinder und Enkel, zuzuhören, die Erfahrungen der Älteren anzunehmen und sie nicht verständnislos abzuurteilen. Es braucht den Willen aller Menschen, sich nicht erneut verführen zu lassen, die Hand gegen den Nachbarn zu erheben - gegen den im anderen Land genauso wenig wie gegen den im eigenen Land.

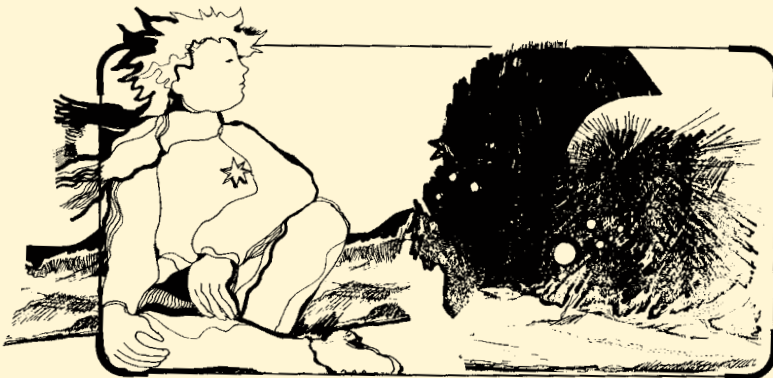
Eva Köberle gebührt unser Dank und unsere Anerkennung, dass sie mit ihrem vielfältigen Wirken und mit ihren hier vorgestellten Geschichten dazu einen sichtbaren und wirksamen Beitrag geleistet hat.

Die Rückkehr des kleinen Prinzen

Ich widme diese Geschichte

**DEN TOTEN SOLDATEN
UNTER WIND, SAND UND
STERNEN
UND DENEN IN DEN TIEFEN
DES MEERES
WIE SAINT-EXUPÉRY**

Genauer gesagt schenke ich sie nachträglich den kleinen Jungen, die diese Soldaten früher einmal waren. Man hat es nämlich versäumt, ihnen rechtzeitig genügend Geschichten wie diese zu erzählen. Stattdessen hat man ihnen eine Unmenge Geschichten von Kämpfen und Totschlagen vorgesetzt, bis sie geglaubt haben, solche Geschichten seien wichtiger und richtiger als jene von kleinen Prinzen, Füchsen und Rosen.



Beim Schreiben hatte ich viel Mühe. Dauern hatte ich Angst, dem Freund des kleinen Prinzen könnte mein Geschreibe vielleicht nicht zusagen. Aber immer wenn ich am Aufgeben war, dann sah ich ihn in seiner Fliegeruniform hinter mir stehen und hörte ihn sagen: „Schreib weiter. Ich will, dass die Kinder von heute diese Geschichte bekommen. Und schreib auch irgendwo hin, dass das Schaf die Rose doch nicht gefressen hat.“

Eva Köberle

Wie jeden Abend saß der kleine Prinz auch noch nach Sonnenuntergang auf seinem Asteroiden und sah hinunter auf die Erde. Wie immer ging sie als leuchtender blauer Punkt in der Weite des Weltalls auf, aber anders als sonst war in jener Nacht etwas in ihrem Leuchten, das den kleinen Prinzen nicht schlafen ließ. Er dachte an den Flieger, dem er damals dort im Wüstensand begegnet war, an die Gespräche mit ihm und an das Blinken der Sterne über ihrer beider Schweigen.

Am Morgen versorgte der kleine Prinz wie immer seine Rose. Als er den Boden auflockerte und ihr Wasser gab, sagte die Rose: „Du wirst ihn besuchen gehen.“

„Woher weißt du das?“ fragte der kleine Prinz.

„Ich bin eine Rose,“ sagte die Rose, „und Rosen wissen solche Dinge immer.“

„Ich kann dich nicht allein lassen“, sagte der kleine Prinz, „du



würdest Läuse bekommen und dich der Käfer nicht erwehren können.“

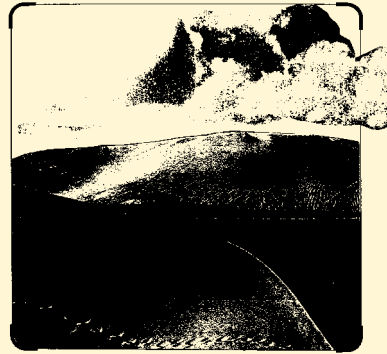
„Wenn du zurückkommst, wirst du mich auch noch lieben, wenn ich Läuse habe“, sagte die Rose und versuchte, dabei sehr tapfer auszusehen.

Auf der Erde angekommen, traf der kleine Prinz zuallererst eine Blindmaus. „Du suchst deinen Freund, den Flieger“, sagte die Blindmaus. Der Prinz nickte. „Mir war, als hätte er im Leuchten eures Sterns nach mir gerufen“, entgegnete er, „aber nun, da ich hier bin, finde ich ihn nicht. Alles hat sich hier so sehr verändert; ich finde mich kaum mehr zurecht.“

„Du hast vielleicht sehr altes Licht gesehen“, sagte die Blindmaus, „das Licht wird alt, wenn es die lange Reise von Stern zu Stern macht. Es kann Jahrzehnte her sein, dass er dich rief im Licht eines Morgens.“

„Du weißt sehr viel über das Licht“, sagte der kleine Prinz.

„Ich bin blind“, erwiderte die Maus,



„also habe ich Grund genug, viel über das Licht zu wissen.“

*

Bis in die Nacht hinein wanderte der kleine Prinz ziellos durch den Sand.

Wieder sah er die Hügel unter dem aufgehenden Mond erstrahlen, aber sie leuchteten nicht wie damals, als der Flieger an seiner Seite gegangen war.

Plötzlich hörte er eine Stimme. Ein Schatten mit spitzen Ohren zeichnete sich auf dem Sand ab.

„Guten Abend, kleiner Prinz“, sagte die Stimme.

„Fuchs“, rief der Prinz, „Fuchs, dass du da bist! Schon dauernd war mir, als



wärest du in der Nähe, aber ich konnte dich nicht sehen.“

„Ich bin hinter den Hügeln gelaufen“, sagte der Fuchs. „Du musst wissen, mein Fell ist seit unserer letzten Begegnung recht alt und grau geworden. Und da hatte ich ein wenig Angst davor, dass du mich so siehst.“

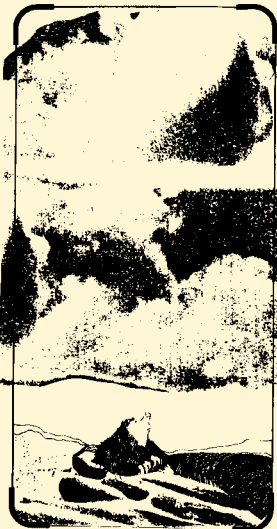
Als der kleine Prinz schwieg, fügte der Fuchs nach einer Weile hinzu: „Weißt du, dein Stern ist sehr weit von der Erde entfernt. Da vergeht die Zeit langsamer als hier bei uns. Du wirst kaum um Tage älter, während ich hier die Last der Jahre mehr und mehr spüre.“

„Ich bin doch kein Spiegel, der dir ein paar graue Haare vorzählt“, sagte der kleine Prinz, „ich bin dein Freund.“

„Verzeih mir“, sagte der Fuchs, „aber wir Füchse lernen von Kindheit auf, um jeden alten Knochen zu streiten, da kommt es uns eben schwer an zu glauben, dass einer einem von uns so einfach für immer sein Herz schenkt.“

*

Die ganze Nacht bewachte der Fuchs den Schlaf des kleinen Prinzen. Er saß aufrecht und dachte



Die Rückkehr des kleinen Prinzen

nach. Beim ersten Sonnenstrahl weckte er den kleinen Prinzen. „Komm mit,“ sagte der Fuchs, „ich muss dir etwas zeigen.“

„Du sagst das so fremd“, sagte der kleine Prinz. „Was ist es, das du mir zeigen willst?“

„Ich habe die ganze Nacht über nachgedacht, wie ich es dir ersparen könnte,“ antwortete der Fuchs, „aber ich denke, ich muss es dir zeigen.“

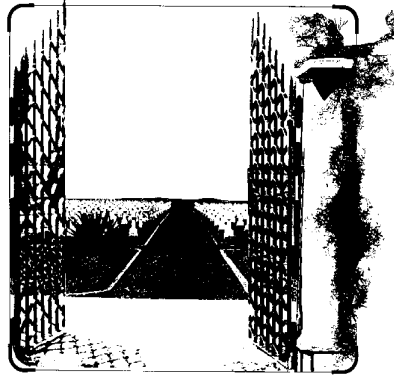
Der Weg war nicht weit. Schon bald kamen sie an eine Mauer. „Was ist das?“ fragte der kleine Prinz. „Komm mit ans Tor,“ sagte der Fuchs, „dann wirst du es sehen.“ Seine Stimme klang etwas unsicher dabei.

*

Am Tor schaute der kleine Prinz hinein. Hinter der Mauer war eine weite Ebene, auf der sich Kreuze dicht an dicht reihten. „Was ist das?“ fragte der kleine Prinz.

„Sie nennen es Friedhof“, sagte der Fuchs. „Was du siehst, sind Gräber, Gräber aus vergangener Zeit.“ Er sprach nicht weiter.

„Erzähle,“ sagte der Prinz, „ich muss es wissen.“ „Du warst noch nicht lange fort“, erzählte der



Fuchs. „Es begann plötzlich. Männer in Uniformen kamen in die Wüste, die einen von Osten, die andern von Westen. Und wo sie zusammenstießen, schossen sie aufeinander. Die Hügel hallten oft tage- und nächtelang wider vom Donner der Geschütze. Und zwischen den Gefechten begruben sie ihre Toten, eilig, oft nicht tief genug für die Geier und die Schakale. Es war eine schlimme Zeit.“

„Ich muss alles wissen“, sagte der kleine Prinz. „Wieso ist die Mauer da?“

Der Fuchs fuhr fort: „Eines Tages schwiegen die Geschütze. Und bald darauf kamen wieder Männer in die Wüste, diesmal mit Karten und Schaufeln. Sie suchten die Toten und gaben, soweit es noch möglich war, jedem ein Grab hinter der schützenden Mauer.“

Der kleine Prinz schaute auf die Kreuze. Sie flimmerten in der Sonne. „Ich verstehe“, sagte er. „Mein Flieger trug auch eine Uniform. Du musstest mich hier her führen.“

„Ich wollte dir nicht weh tun“, sagte der Fuchs.

„Es ist schon gut“, sagte der kleine Prinz. „Wenn ich ihn hier finde, ist es immer noch besser, als gar nicht zu wissen, wo er ist.“

*

Vor einem Häuschen saß ein Mann auf einem Stuhl in der Sonne. „Wer bist du?“ fragte ihn der kleine Prinz.

„Ich warte den Friedhof“, sagte der Mann. „Ich bin der Friedhofswärter.“

Der kleine Prinz sah auf die Kreuze: „Ihr solltet das hier eher Kriegerhof nennen: Wenn ihr keine Kriege führen würdet, hättet ihr keine Höfe nötig, so viele Tote zu begraben.“

Der Wärter schwieg. Er schaute hinaus auf das Feld.

„Von denen hier“, sagte der Wärter, „habe ich viele gekannt. Da war kaum einer, der den Krieg wollte. Sie hatten Frauen und Kinder daheim, und Mütter und

Väter. Sie wollten in Frieden leben, sonst nichts.“

„Warum haben sie dann nicht Frieden gehalten?“ fragte der kleine Prinz. „Auf meinem Stern hat es noch nie Krieg gegeben.“

„Dein Stern ist sehr klein“, sagte der Wärter, „und du bist dort fast allein. Wenn man fast allein auf einem Stern ist, ist es nicht ganz so schwer, Frieden zu halten.“

*



Unversehens standen Männer in schwarzen Burnussen im Torbogen, düstere Gestalten, allen voran ein Greis mit wallendem Bart. Ohne sich umzusehen schritten sie geradewegs zu den Gräbern. Den meisten blitzte Zorn aus den Augen, nur der Greis wirkte ruhig und gelassen.

Er führte die Gruppe mitten auf das Gräberfeld. Dort verharrten die Männer, die Blicke finster auf die aufragenden Kreuze gerichtet.

„Wer ist das?“ fragte der kleine Prinz.

„Das ist Scheik Mahmud, der Herrscher aller Stämme hier in der Gegend, mit seinen Stammesführern“, sagte der Wächter. „Er kommt öfter hierher. Die einen sagen, er sei wunderbar, die anderen sagen, er sei weise.“

„Was tun sie da?“ fragte der Prinz.

„Ich denke, es hat wieder einmal Streit zwischen den Stämmen gegeben“, antwortete der Wächter. „Die Anführer sind wilde, gefährliche Kerle, die gelernt haben, auch kleinste Beleidigungen mit Blut auszuwaschen. Aber Scheik Mahmud erlaubt ihnen nicht, einen Kampf zu beginnen, bevor sie nicht einen halben Tag hier vor den Gräbern verbracht haben.“

Schweigend schauten der kleine Prinz und der Wächter auf die schwarzen Gestalten im Sand vor den Kreuzen. Die Sonne wanderte und brannte auf sie herab, aber sie standen so still wie die Kreuze.

Endlich reichte einer seinem Nachbarn die Hand. Da umarmten auch die anderen sich und knieten

vor ihrem Scheik nieder und küssten ihm die Hände. Es fiel kein Wort. Plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie wieder, und bald kündete nur noch eine Sandwolke in der Ferne von dem seltsamen Besuch.

Als sie hinter den Hügeln verschwunden waren, sagte der kleine Prinz: „Ich habe verstanden. Die Kreuze müssen hier stehen. Das hier ist ein Kriegerhof, der jetzt erst nach Jahren zum Friedhof wird.“

*

„Du bist gekommen, um mit meinen Toten zu sprechen“, sagte der Wärter. „Nein“, erwiderte der kleine Prinz.

„Ach ja“, sagte der Wärter, „ich vergesse, dass du ein Reisender bist. Wann weiß schon ein Reisender vor dem Ende seiner Reise, warum er gekommen ist.“

Sie gingen über das Gräberfeld. Im Licht der untergehenden Sonne wurden die Schatten der Kreuze groß und nahmen Gestalt an. Mehr und mehr kam es dem kleinen Prinzen vor, als stünden da nicht Kreuze, sondern Hunderte von Männern, hoch aufgerichtet mit dunklen, wachsamen Augenhöhlen.

Die Rückkehr des kleinen Prinzen



„Du siehst sie auch“, sagte der Wärter. „Ich sehe sie“, sagte der kleine Prinz, „sie sehen aus, als warteten sie auf etwas.“

„Sie warten darauf, gesehen zu werden“, sagte der Wärter, „aber nicht oft kommt einer hier her.“

„Warum warten sie, dass einer sie sieht?“ fragte der Prinz.

„Mancher, der sie sieht, hört sie auch“, antwortete der Wärter. „Sie

wollen, dass man ihre Botschaft hört.“

„Was haben sie denn für eine Botschaft?“ fragte der Prinz. Der Wärter sah ihn an. „Du wirst es heraus finden“, erwiderte er. „Du bist einer von denen, die sie hören.“

*

„Mein Flieger ist nicht dabei“, sagte der kleine Prinz. „Er kann nicht dabei sein“, sagte der Wärter, „er kämpfte auf der anderen Seite. Aber die hier sind seine Brüder.“

„Er war ihr Bruder?“ fragte der kleine Prinz. „Und doch haben sie gegen einander gekämpft?“

„Sie waren alle Brüder“, sagte der Wärter, „sie wussten es nur nicht.“

„Was weißt du von meinem Flieger?“ fragte der kleine Prinz, als sie in der Dämmerung vor dem Haus saßen. Er sah sehr müde und blass aus.

„Ich weiß nur, dass er eines Morgens mit seiner Maschine zu einem Flug über das Meer aufstieg. Er kam nicht zurück. Man suchte nach ihm und fand ihn nicht. Das ist alles, was ich weiß“, sagte der Wärter.

„So hat er kein Grab wie die hier?“ fragte der kleine Prinz.

„Nein“, sagte der Wärter, „das hat er nicht.“

Der kleine Prinz stand auf. Wortlos wanderte er in die Nacht hinaus.

„Er sollte hierbleiben“, flüsterte der Fuchs. „Ich habe Angst um ihn.“

„Lass ihn gehen“, sagte der Wärter. „Er sucht einen Ort, sein Herz auszuschütten.“

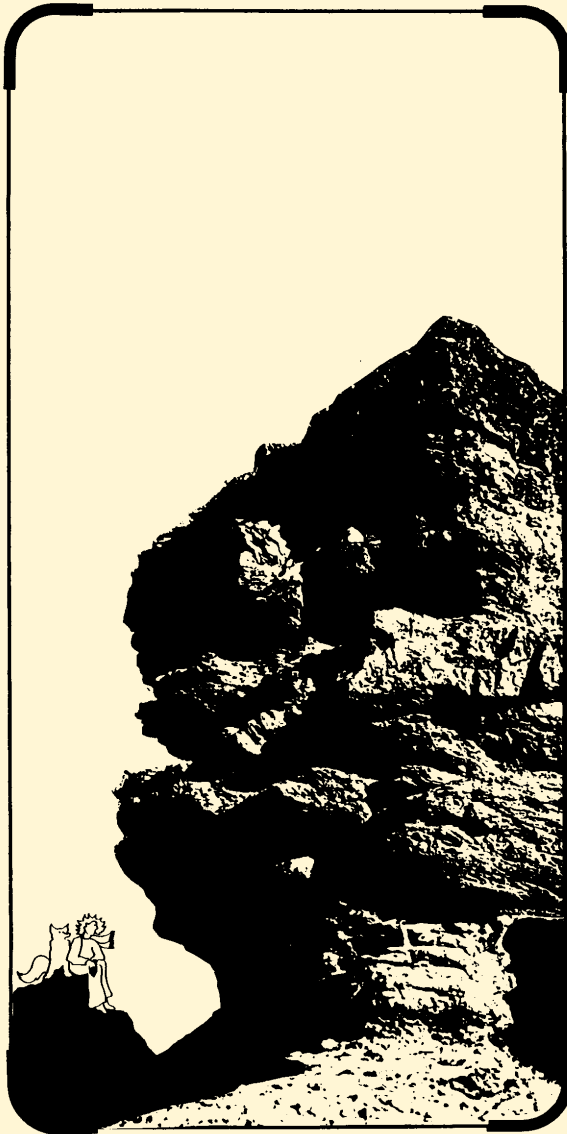
„Aber ich habe Angst um ihn“, sagte der Fuchs. „Er ist so klein, und die Nacht kommt hier immer so schnell.“

„Er trauert“, sagte der Wärter. „Und jeder Trauernde braucht einen Ort für seine Trauer. Hätte der Flieger ein Grab, dann fände der Prinz dort den Ort für seine Tränen. Weil er aber nicht weiß, wo der Flieger liegt, irrt er jetzt hinaus in die Wüste.“

„Ich mache mir Sorgen“, sagte der Fuchs. „Lass ihn gehen“, wiederholte der Wärter. „Sein Schmerz begleitet und behütet ihn. Er wird den Ort finden.“

*

Sie warteten lange. Der Wärter ging ins Haus, und der Fuchs blieb sitzen und starrte ins Dunkel. Er hört das Scharren von Schuppen



über den Sand und wusste, dass die Schlange gekommen war.

„Was tust du hier, Fuchs,“ sagte die Schlange, „das ist kein Ort für die Lebenden in der Nacht. Nur die Toten, der Tod und ich, die ich den Tod bringe, dürfen nachts hier sein.“

„Ich warte auf den kleinen Prinzen“, sagte der Fuchs. „Er ist fortgegangen, um seinen Flieger zu betrauern, der kein Grab hat.“

„Wozu braucht er ein Grab?“ fragte die Schlange. „Wir Schlangen sterben, und Sand und Wind verwehen unsere Gebeine. Das ist genug.“

„Ihr Schlangen seid kalt“, sagte der Fuchs. „Ihr lebt, von allen gehasst, und sterbt, von allen vergessen. Ihr werdet es nie verstehen, warum einer ein Grab braucht.“

Vorsichtig sah der Fuchs sich um. Er wartete auf ein

wütendes Zischen der Schlange. Aber in der Schwärze der Nacht war nichts zu sehen oder zu hören. Die Schlange hatte sich entfernt. Lautlos wie der Tod glitt ihr Schatten über die Sandhügel davon.

*

Im Morgengrauen sahen sie den Prinzen bei den Gräbern. Er saß auf einem Stein. Sein Gesicht war immer noch bleich, aber die Rötung um die Augen ging schon zurück.

„Wann bist du gekommen?“ fragte der Fuchs. „Ich habe dich nicht durchs Tor gehen hören.“

„Ich weiß nicht“, antwortete der Prinz, „aber die Schlange war noch da, als ich kam.“

Als die Sonne höher stand, wanderten sie zum Brunnen. „Ich habe mit der Schlange gesprochen“, sagte der Prinz. „Ich werde noch heute abend zurück reisen auf meinen Stern. Du weißt, die Rose erwartet mich.“

„Es ist wohl sehr schön dort bei deiner Rose“, sagte der Fuchs und schniefte dabei ein wenig.

„Durchaus nicht immer“, sagte der Prinz. „Oft mäkelst sie herum, will dies und will das und weiß alles besser und früher.“

Die Rückkehr des kleinen Prinzen



„Und doch gehst du zurück?“ fragte der Fuchs.

„Sie ist eine Rose“, erklärte der Prinz, „und sie liebt mich. Rosen sind so. Sie sind sehr stolz und haben gewaltige Angst,

mit gewöhnlichen Blumen verwechselt zu werden. Also müssen sie ständig ihre Dornen zeigen, und besonders dann, wenn sie lieben. Es ist eben manchmal etwas anstrengend, von einer Rose geliebt zu werden.“

„Und doch gehst du zurück?“ wiederholte der Fuchs.

„Ich liebe sie“, sagte der Prinz.

„Sie ist meine Rose.“

„Und warum liebst du sie?“ fragte der Fuchs.

„Ich weiß nicht“, antwortete der Prinz. „Wohl weil ich der einzige bin, der in ihr verletzlichem Herz sehen kann.“

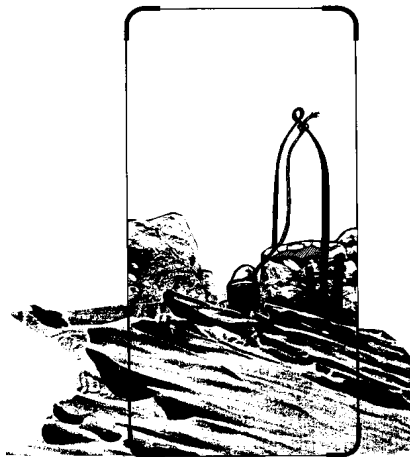
*

Kurz vor dem Brunnen stolperte der Fuchs über einen Schrapnellrest, der noch aus dem Sand

ragte. „Verstehst du, warum die Menschen Kriege führen?“ fragte er den Prinzen.

Der Prinz setzte sich in den Schatten des Brunnens. Er nahm eine Handvoll Sand auf und ließ sie langsam durch die Finger rinnen.

„Dieser Sand war einmal Fels“, sagte er. „Es hat unvorstellbar lange gedauert, bis Sonne, Wasser und Wind die Felsen zermürben konnten. Aber es ist ein Gesetz dieser Erde: Fels wird zu Stein und Stein wird zu Sand. Und so ist es auch mit den Herzen der Menschen: Heute sind sie noch hart und voll von Bösem. Aber das Böse ist nicht von Dauer. Es ist auch Gutes in den Herzen der Menschen, und die guten Gedan-



ken sind stark wie Sonne, Wasser und Wind. Und sie tun ihr Werk: zuerst fast unmerklich, aber doch mehr und mehr, und es kommt der Tag, an dem das Böse zerrinnt und Friede wird, wo vorher noch Krieg sein konnte.“

„Woher weißt du das?“ fragte der Fuchs.

„Sie haben es mir gesagt“, gab der Prinz zur Antwort.

„Wer hat es dir gesagt?“ fragte der Fuchs.

„Die in den Gräbern dort hinter der Mauer, heute nacht, als ich bei ihnen wachte“, sagte der Prinz.

„Weißt du“, fuhr er fort, „sie stehen nachts auf. Dann sind sie alle beisammen, alle, die früher Feinde waren und jetzt endlich Brüder sind. Sie kommen von überall her, von allen Orten, wo sie gestorben sind. Mein Flieger war auch dabei. Er war es, der mir erklärte, dass einmal der Tag kommt, an dem alle Menschen wissen werden, dass sie Brüder sind.“

„Und wann wird das sein?“ fragte der Fuchs.

„Das eben wissen sie nicht“, sagte der Prinz. „Und deswegen stehen sie jede Nacht auf und sehen nach, wie weit es schon ist mit dem Frieden.“

Der Fuchs sah den Prinzen an. Er zögerte, als er fragte: „Das kann wohl noch lange dauern?“

„Nicht so lange, wie es dauert, bis Fels zu Sand wird“, gab der Prinz zur Antwort. „Denn die guten Gedanken sind stärker als alles auf dieser Welt.“

*

Als die Sonne unterging, saßen sie auf einem Felsen draußen in der Wüste. „Es ist Zeit, Abschied zu nehmen“, sagte der kleine Prinz, „die Rose wartet auf mich.“

„Du hast vergessen, mir deinen Stern zu zeigen“, rief der Fuchs. „Jetzt werde ich, wenn ich zum Nachthimmel aufschaue, nicht wissen, wo ich dich suchen kann.“

„Es ist jetzt keine Zeit mehr“, sagte der kleine Prinz, „ich höre die Schlange kommen, es ist so ausgemacht. Sie ist pünktlich. Du weißt doch, dass nur das Gift der Schlange mir helfen kann, auf meinen Stern zurückzukehren. Mein Körper wäre sonst zu schwer für die Reise.“

„Wirst du zurückkommen?“ rief der Fuchs dem Prinzen nach, als dieser ein paar Schritte voraus ging.

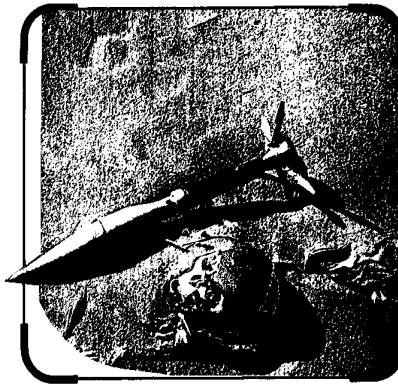
„Bleib ein Stück zurück“, sagte der Prinz, „die Schlange ist

tückisch.“ Dann hörte man nichts mehr, nur ein rasches Scharren von Schuppen über den Sand und einen Fall, leicht wie den eines Blattes vom Baum.

„Sag mir, wo dein Stern ist“, rief der Fuchs noch. Doch es kam keine Antwort mehr.

*

Der Fuchs schaute auf zu den Sternen. Ihm war kalt. Sein altes, graues Fell sträubte sich im Nachtwind. Die Wüste war leer und kalt wie noch nie.



„Er wird wiederkommen“, sagte plötzlich eine Stimme. Es war die Blindmaus. Sie hatte sich genähert, ohne dass der Fuchs sie gehört hatte.

„Ich kann es nicht glauben“, sagte der Fuchs. „Er hat mir nicht einmal mehr seinen Stern gezeigt.“

„Doch“, beharrte die Blindmaus, „er wird wiederkommen. Bis jetzt sind noch alle zurückgekehrt, die mit den Toten gesprochen haben. Er wird zurückkehren und nachts mit den Toten dort wachen und sehen, wie weit es schon ist mit dem Frieden.“

Der Fuchs hatte sich abgewandt. Er wollte nicht, dass die Maus ihm ins Gesicht sah. Sie hatte es aber doch bemerkt.

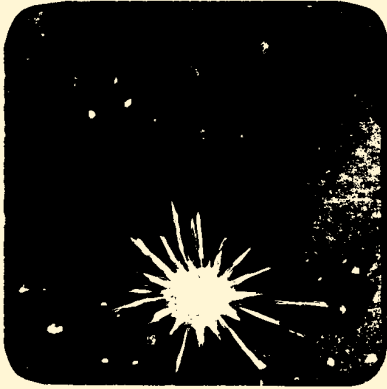
„Fuchs, du weinst ja!“ rief die Maus.

„Unsinn“, knurrte der Fuchs. „Füchse weinen niemals.“

Hastig fuhr er sich mit der Pfote über die Augen und starrte tränenblind auf zu den Sternen. Er sah fast nichts: Die Tränen brachen das Licht und veränderten es. Und plötzlich blinkte, mitten in einer dicken Träne, ein Stern auf: ein Stern, heller als jeder andere.

„Sein Stern“, rief der Fuchs und tanzte wie wild im Kreis. „Siehst du ihn, Maus? Da ist er, sein Stern. Nun weiß ich, dass er zurückkehrt.“

„Ja“, sagte die Maus langsam. „Da ist er, sein Stern. Er war schon da, aber erst unter Tränen



konntest du sehen, was der Prinz dir noch sagen wollte: dass der Tod nicht alles beendet, sondern eigentlich Anfang ist.“

*

Schuppen kratzten über den Sand. Aus dem Dunkel der Nacht kam die Schlange. „Komm nur“, sagte der Fuchs, „ich fürchte dich nicht.“

„Du weißt, dass ich jetzt gerade kein Gift habe“, sagte die Schlange.

„Das auch“, entgegnete der Fuchs, „aber das ist es nicht.“

„Was ist es dann?“, fragte die Schlange. „Ich weiß nun, dass immer dann, wenn die Nacht am dunkelsten ist, ein Stern für uns aufgeht“, sagte der Fuchs.

„Da weißt du schon etwas!“, höhnte die Schlange.

„Ja“, sagte der Fuchs. „Und ich weiß auch, dass der Tod nicht alles beendet, sondern eigentlich Anfang ist.“ Er wartete, aber es kam kein Zischen als Antwort.

Der Fuchs stand auf. Mutiger denn je nahm er eine Pfote voll Sand und warf ihn in Richtung der Schlange.

„Hörst du“, rief er laut hinaus in die Nacht, „Sand war Fels und Fels wird Sand! Und das Böse, das heute geschieht, ist nicht von Dauer. Zerrinnen muss es wie Sand, irgendwie, irgendwann, weil die guten Gedanken ihr Werk tun.“

Er horchte ins Dunkel.

„Sie ist weg“, sagte die Blindmaus und lachte ein wenig. „Sie geht immer, wenn man die Wahrheit sagt.“

Sie schwiegen.

Und über der Wüste strahlte der Stern des kleinen Prinzen, leuchtete heller als jeder andere, blinkte und glitzerte und versprühte sein Licht wie sonst keiner unter den vielen.

Anmerkungen

Wer den „Kleinen Prinzen“ von Antoine de Saint-Exupéry kennt und liebt, wird zunächst erschrocken sein, wenn jemand sich erküht, diese Erzählung „fortzuschreiben“; denn dieses literarische Kunstwerk ist ein unveränderbar gültiges Dokument. Die Schlichtheit und die Prägnanz seiner Sprache, die Klarheit seines Aufbaus und seine metaphorische Dichte verleihen ihm den Rang literarischer Einmaligkeit; mehr noch: Es ist ein eindringlicher Appell zur Besinnung auf die Grundwerte der HUMANITAS - jenseits aller räumlicher und zeitlicher Akzidenz.

Die Verfasserin des hier vorgelegten Textes ist dieses Wagnis eingegangen - gewiss nicht, um Exupéry zu „aktualisieren“ oder sonst in einer wie auch immer gearteten Absicht zu erweitern oder gar zu verbessern. Was sie in allem Respekt vor dem Werk Exupéry versucht, ist eine Annäherung durch Schreiben, durch eigenes Gestalten. Sie lässt sich auf diesen Dichter ein: nicht imitativ, nicht durch bloßes Nachahmen von Sprachduktus und erzählerischer Grundhaltung,

sondern in lebendiger, produktiver Weise. Sie nimmt die Erzählelemente Exupéry's auf und führt sie in einer Weise fort, in der in keinem Moment der Grundsatz Exupéry's aus dem Blickfeld gerät, und in der sich gleichwohl die Verfasserin als eigenständig gestaltende Autorin einbringt.

So ist ein Text entstanden, in dem eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Bewahrens der Erinnerung an die unzähligen Gefallenen der Kriege gegeben wird. Es ist die Mahnung, aus ihrem Schicksal eine Lehre zu ziehen: den Frieden zu wahren und den Krieg als trügerische „ultima ratio“ der Konfliktlösung zwischen Menschen und Völkern zu ächten.

Zur Erzählhandlung

Der kleine Prinz kehrt auf die Erde zurück, um „seinen“ Flieger, den Freund seines ersten Wüstenaufenthaltes, zu besuchen. Doch in der Zwischenzeit war der Krieg über die Erde gezogen: Sein Freund von einst zählt zu den Opfern. Der kleine Prinz setzt sich in Dialogen, die er mit „alten“ Freunden, dem Fuchs und der Schlange, führt, mit dem Phänomen „Krieg“

auseinander. Er begegnet Menschen, die das Ihre tun, die Erinnerung an das Geschehene zu bewahren (den Wächter) ... und die aus dem Vergangenen eine Maxime für ihr Handeln in der Gegenwart abgeleitet haben (den Scheik Mahmud) ...

Die Akteure

Der kleine Prinz:

Unverändert in seinen Zügen taucht er in das Geschehen ein: offen, fragend, bereit zum Staunen und zum Lernen; unbeeindruckbar von Denkschablonen, nicht bereit, Beschwichtigungen als Antworten gelten zu lassen: Kind in ungeheurer Ernsthaftigkeit und äußerster Konsequenz.

Die Rose:

Auch sie unverändert: In der Liebe sicher, in der Bindung zum „Kleinen Prinzen“ wie selbstverständlich lebend und doch unverwechselbar „einzig“.

Der Fuchs:

Er bleibt der wissende Wüstenführer: Er zeigt, erklärt, rät; als Ratgeber und Freund bleibt er dem Herzen des Kleinen Prinzen am engsten

verbunden; er wahrt Geheimnisse, und er vermag sie zu offenbaren.

„Mein Flieger“

In dieser Gestalt setzt die Autorin dem Ich-Erzähler des „Kleinen Prinzen“ ein literarisches Denkmal: Er lebt in den Erinnerungen seiner Freunde fort, er dauert fort in den Mahnmalen für die unzähligen, namenlosen, vom gleichen Schicksal gezeichneten Kameraden. Auch als Nicht-Handelnder bleibt er stets gegenwärtig.

Scheik Mahmud:

Er steht in der Erzählung für diejenigen, die die Botschaft der Kreuze verstanden haben - und sie in ihrem Handeln beherzigen: Sie stiften und bewahren den Frieden.

Der Wärter:

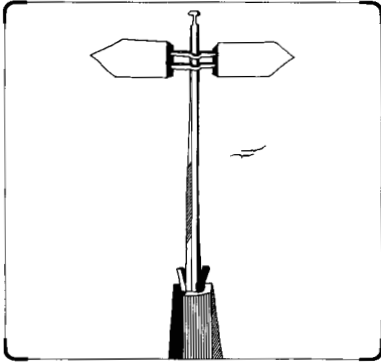
Auch er: Jemand, der begriffen hat, der weiß, warum die „Kriegshöfe“ von einst zu „Friedhöfen“ werden müssen. Wie Mahmud kennt er den Weg zu diesem Ziel.

Die Schlange:

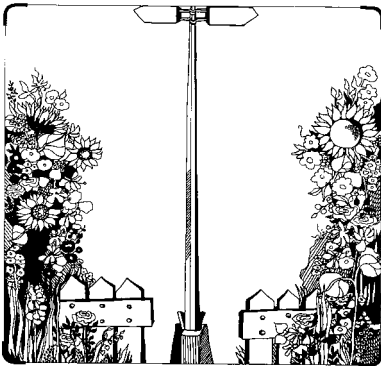
Wie in der Erzählung Exupéry's steht sie für das Böse, für den Tod - der gleichwohl zum Leben gehört ...

Erich Geibert

Der Europabaum



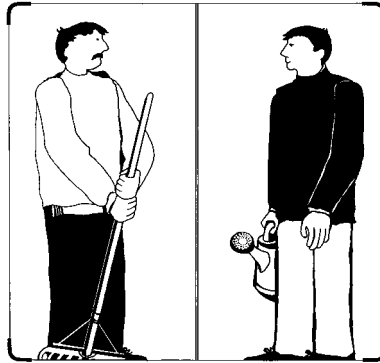
Es war einmal eine Grenze, und diese Grenze war kahl und öd. Nichts wuchs auf ihr, nicht ein einziger Grashalm, und die Vögel mieden diesen Ort.



Links und rechts der Grenze aber blühte und grünte es. Da waren Gärten mit Rosen und Levkojen und Sonnenblumen und Kapuzinerkresse, üppig und

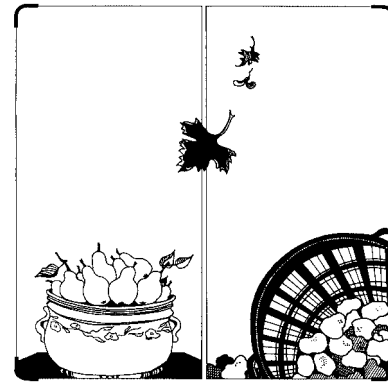
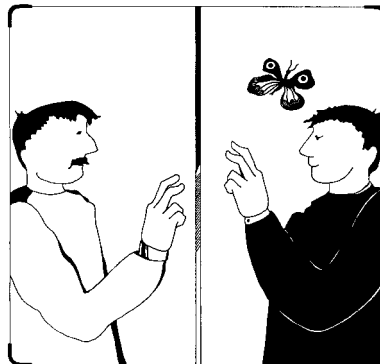
strotzend von Leben und sauberlich gepflegt.

Im Garten links der Grenze wohnte Monsieur Dupont und im



Garten rechts der Grenze Herr Meier.

Monsieur Dupont kannte Herrn Meier, und Herr Meier kannte Monsieur Dupont. Und wenn sie sich samstags bei der Gartenarbeit sahen, dann winkte Monsieur Dupont und rief herüber:

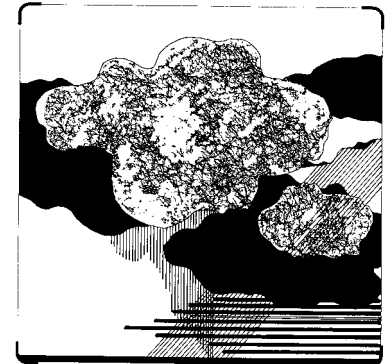


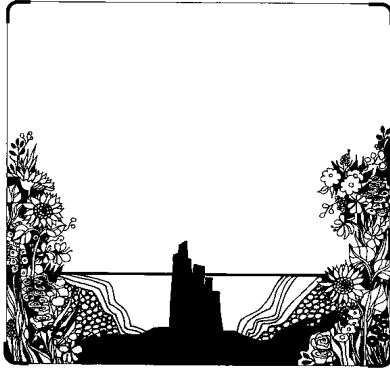
„Bonjour, M'sieur Meier!“ und Herr Meier winkte zurück und rief hinüber: „Guten Morgen, Herr Düpong!“

Das ging viele Jahre gut, trotz der Grenze zwischen den Gärten.

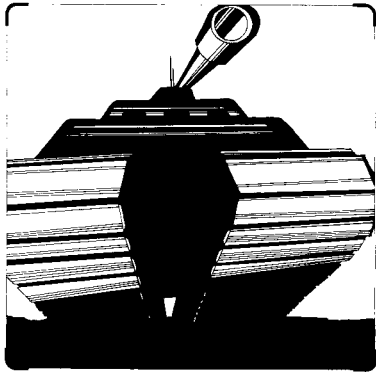
Im Herbst, wenn er seine Kartoffeln erntete, versäumte Herr Meier es nie, Monsieur Dupont einen Korb voll der schönsten davon über die Grenze hinüber zu reichen, und prompt ließ ihm dann jedesmal Monsieur Dupont eine Schüssel voll Birnen zukommen, die nirgendwo anders so saftig und goldgelb reiften wie im Garten von Monsieur Dupont.

Eines Tages aber zogen finstere Wolken am Himmel der Geschichte auf. Es gab Krieg zwischen den Ländern links





und rechts der Grenze. Und Monsieur Dupont und Herr Meier mussten in den Krieg ziehen, fort aus ihren Gärten, jeder für sein Land.



kamen und walzten alles nieder: den Garten von Monsieur Dupont und den Garten von Herr Meier.

Als der Krieg zu Ende war, kehrten Herr Meier und Monsieur

Die Gärten verdorrten, die Rosen und Levkojen und Sonnenblumen wurden vom Unkraut erstickt, und Rauch von großen Feuern schwärzte die Birnbaumblätter und Panzer



Dupont zurück in ihre Gärten, aber das waren keine Gärten mehr: Die Erde war verbrannt und aufgewühlt von den Panzern und alles Leben im Keim erstickt. Und auch die beiden Männer waren nicht mehr wie sie gewesen: Herr Meier hatte im Krieg ein Bein verloren, und zwei Söhne von Monsieur Dupont waren aus dem Krieg nicht wiedergekehrt.

Nach und nach machten sich Monsieur Dupont und Herr Meier wieder an ihre Gartenarbeit links und rechts der Grenze.

Sie säten und pflanzten wieder, und wieder gediehen Rosen und Levkojen und Sonnenblumen und Kapuzinerkresse in den Gärten, aber es war nicht mehr wie früher: Kein Grußwort wurde



mehr über die Grenze gerufen, und im Herbst wurden keine Kartoffeln und Birnen herüber- und hinübergereicht.

Die Männer mieden sich eher. Wenn der eine sah, dass der andere in seinem Garten arbeitete, kehrte er möglichst unauffällig den Rücken oder unterließ es überhaupt, sich im Garten zu zeigen.

Auch hatten beide jetzt viel weniger Zeit, sich der Gartenarbeit zu widmen, denn jeder hatte in seinem Land nun eine wichtige Stelle einzunehmen: Herr Meier war in dem Land rechts der Grenze Minister für Land- und Gartenbau geworden und Monsieur Dupont General der Armee des Landes links der Grenze.

Der Zufall fügte es aber, dass sowohl Herr Meier als auch Monsieur Dupont eines Tages haargenau im selben Augenblick ihr Haus verließen, in ihrem Garten in Richtung Grenze lustwandelten und so am Zaun zusammentrafen, dass jeder von ihnen es als feige empfunden

Der Europabaum



hätte, nun den Blick zu wenden oder gar den Rücken zu kehren.

So standen sich die Männer an der Grenze gegenüber, Auge in Auge, lange Zeit reglos, überwältigt von ihren Erinnerungen und stumm.

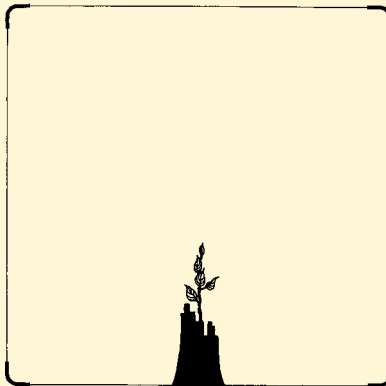
Aber plötzlich, als hätte sie beide ein und derselbe Blitz gerührt, schnellten ihre Hände vorwärts und ergriffen sich. Und Tränen überströmten die Gesichter der



Männer, die bis zu diesem Moment in allen Schrecken und Leiden vorher keine Träne vergossen hatten.

Und tief und brüchig wie aus einem verschütteten Schacht kamen ihre Stimmen nach oben, und „Bonjour, M'sieur Meier!“ würgte der eine hervor, und, gleichzeitig, wenn nicht noch eher: „Guten Morgen, Herr Düpong!“ der andere.

Und im selben Moment, als sich die Hände der Männer über



der Grenze berührten und ihre Tränen links und rechts die Erde netzten, geschah das Wunder: Der Stumpf des alten Grenzpfahls begann auszuschlagen, Zweige und Blätter zu treiben und hoch aufzuschießen zu einem mächtigen Baum, der links und rechts der Grenze seine Äste tief auf die Erde senkte.

Der Baum hörte nicht auf zu wachsen, denn Monsieur Dupont und Herr Meier kamen nun jeden Tag und gaben ihm Wasser und Nahrung, der eine von links der Grenze herüber und der andere von rechts der Grenze hinüber.

Und im Herbst, als der Baum anfang, Früchte zu tragen, da kamen die Enkelkinder von Herrn Meier und Monsieur Dupont und mit ihnen noch viele andere Kinder und kletterten in die Zweige



gaben ihm einen Namen:

„Europa“.

Und Monsieur Dupont und Herr Meier saßen oft abends gemeinsam auf der Bank im Schatten des Baumes und sahen den Kindern zu und waren glücklich.

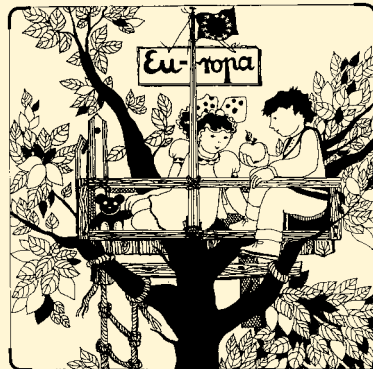
Und wenn sie nicht gestorben sind, dann sitzen sie heute noch dort.



und aßen von den Früchten und winkten und lachten sich zu, wenn ihnen der Saft der Früchte über das Kinn lief.

Und sie holten Bretter und Stricke und bauten über der

Grenze ein Baumhaus in den Baum, in das sie sich gemeinsam setzten. Und sie luden noch andere Kinder aus anderen Ländern ein und steckten eine Fahne auf ihr Baumhaus und



Holzvögelchen

oder: Die Geschichte vom Muschik und dem fremden Sohn

In den weltabgeschiedenen, fast vergessenen Dörfern am Saum der großen Wälder sind die Winter lang. Und wenn dort in den tintenblauen, schier endlosen Nächten der Schnee auf die Dächer drückt, dann rücken die Alten auf den Ofenbänken zusammen und erzählen Geschichten, merkwürdige und manchmal mehr als unwahrscheinliche Geschichten von seltsamen Dingen zwischen Himmel und Erde. Die wenigen jungen Leute, die noch in jenen Dörfern geblieben sind, kennen diese Geschichten längst alle. Sie hören meist weg, wenn die zahnlosen Mäuler der Alten wieder zu brabbeln beginnen. Aber eine Geschichte ist unter den vielen, die auch die Jüngerer immer wieder in ihren Bann zieht. Die einen nennen sie die Geschichte vom fremden Sohn, und manche auch die Geschichte vom Holzvögelchen, aber der Name tut wirklich nichts zur Sache, denn wenn sie erzählt wird, dann geht die Geschichte immer gleich:

Vor dem Ersten Weltkrieg war es noch völlig klar, dass der Muschik Bauer werden sollte. Er war der älteste Sohn eines Bauern und somit künftiger Hoferbe und

liebte von Kind auf die Bauernarbeit so sehr, dass die Leute im Dorf seinen Namen vergaßen und ihn schon als Halbwüchsigen nicht anders mehr nannten als „Muschik“. Dann aber kam der Krieg. Und bis der Muschik aus der Gefangenschaft und den Wirren nach dem großen Umsturz heimkehrte, lebte sein Vater nicht mehr, der Hof lag in Schutt und Asche, und die Felder waren enteignet. Und der Muschik taugte selbst auch nicht mehr zur Bauernarbeit. Sein Knie war zerschossen, er lahmt beim Gehen und kam an manchen Tagen ohne Krücken kaum von der Stelle.

So gab man dem Heimkehrer Arbeit als Verkäufer im dörflichen Magazin und wies ihm die letzte Kate am Ende des Dorfes als Wohnstatt zu. In den Laden kamen wenig Waren und noch weniger Kunden. So hatte der Muschik viel Ruhe, sich mit Schnitzen die Zeit zu vertreiben. Er fertigte Löffel und Schüsseln und allerlei Kinderspielzeug aus Birken- und Pappelholz und verdiente sich damit regelmäßig ein kärgliches Zubrot. Trotz seiner Armut fand der Muschik aber schon bald eine gute Frau. Sie kochte und buk und wusch für ihn und gearbete nach

einiger Zeit auch einen Sohn, der zur ganzen Freude des Muschiks heranwuchs. Auch die Leute des Dorfes liebten den Sohn des Muschiks. Er war ein niedliches Kerlchen: Sein Haar war weißblond und büstenkurz geschoren, und die alten Weiber im Dorf taten ganz närrisch mit dem Jungen.

Wenn er im Laden war und vor dem Ladentisch mit Pferdchen und Wägelchen spielte, dann kamen sie oft zweimal am Tag um ein halbes Tütchen Tee, nur damit sie dem Kleinen einmal öfter rasch im Vorübergehen verstohlen über den dichten, flaumweichen Haarpelz streicheln konnten. Als der Sohn achtzehn war, starb die Frau. Und ein paar Wochen später brach der Zweite Weltkrieg aus, und der Sohn des Muschiks zog als einer der ersten fort, sich freiwillig zu melden.

Es war erst Spätsommer, als der frühere Starost, der seit dem Umsturz amtlicherseits nur noch Gemeindediener war, eines Nachmittags in das Magazin kam. Er brachte die Nachricht vom Tode des Sohnes des Muschiks. Der Muschik hörte den Boten an, dann gab er ihm nach längerem Schweigen die Schlüssel des Ladens und humpelte heim.

Es hielt den Muschik nicht länger im Dorf. Er band noch die Ziege los und ließ wenig später beim Weggang in voller Absicht die Tür seiner Kate den Füchsen und Krähen offen. Der Starost stand mit seiner Enkelin am Zaun, als der Muschik wegging. „Wohin geht der Muschik?“ fragte das Mädchen. Der Starost sah dem mühsam Weggehenden lange nach und gab endlich zur Antwort: „Er wird dorthin gehen, wo seine Frau und sein Sohn ihn erwarten.“ „Aber die sind doch tot,“ entsetzte sich die Enkelin. „Ja,“ sagte der Starost, „und eben deswegen will er dorthin, wo sie sind.“

Der Birkengrund hinter dem Dorf nahm den Muschik auf und schließlich, jenseits der Felder, ein Pfad durch die Schwärze des nahen Föhrenwaldes. Im Wald stand eine alte Kapelle. Früher, als noch ein Pope im Dorf war und es den Bauern noch erlaubt war, die kleine Kirche instand zu halten, hatte sich dort an hohen Festtagen regelmäßig viel Volk zur Messfeier versammelt. Nun aber war die Kapelle sehr verfallen. Der Muschik betrat den Kirchenraum, schritt über die verschimmelten Reste der alten Heiligenbilderwand hinweg und legte sich in entschlossener



Feierlichkeit mit Bedacht auf die Steinfliesen vor dem Altar.

Er befahl seine Seele dem Herrn und hoffte, dass die Eiskühle des Steines nach und nach in seinen Körper eindringen, ihn lähmen und ihm jene bleierne Müdigkeit bescheren würde, die zuerst den Schlaf und zu guter Letzt den Tod als dunklen, schmerzlosen Bruder des Schlafes mit sich bringt. Doch der Schlaf floh den Muschik. Die Trauer brannte in seinem Herzen. Und dann begann unvermittelt auch noch sein zer-

schossenes Knie wieder einmal zu schmerzen, und vom Knie herauf durchschüttelten den Daliegenden tobende Fieberschauer, gegen deren Hitze die Kälte des Steinfußbodens keinesfalls ankommen konnte. Stunde um Stunde bat der Muschik in jener Nacht den Herrn um Gnade des Nimmererwachens. Und Stunde um Stunde zogen die Sterne über der Kapelle ihre stille Bahn und nichts geschah.

Schon graute der Morgen über den Föhrenwipfeln, als unvermittelt der Lärm eines Motors zur

Kapelle herauf brummte. Das Scheinwerferlicht eines Lastwagens stach durch die Mauerlücken, Wagentüren knallten und schwere Stiefel knirschten auf dem Kiesweg längs der Kapelle, mehrmals hin- und widereilend. Plötzlich bellte ein Kommando auf und unmittelbar darauf eine Salve von mehreren Schüssen. Es folgten noch Geräusche dumpfen Fallens und etliche Male ein schweres Poltern irgendwo hinter der Sakristei. Dann kamen die Schritte zurück und der Wagen startete durch und entfernte sich in rasender Fahrt.

Währenddessen blieb der Muschik liegen, wie er lag. Erst als weit und breit nichts mehr zu hören war als das Rauschen der Bäume, stand er auf und sah nach. Hinter der Sakristei war die alte Abfallgrube, in die man früher nach jeder Messe die Kerzen- und Blumenreste geworfen hatte. Nun lagen darin, nur schlecht unter Reisig versteckt, vier oder fünf Leichen. Der Muschik konnte sie nicht genau zählen: Die Körper bildeten ein Gewirr, aus dem seltsam verwinkelt Arme und Beine nach allen Seiten nahezu ununterscheidbar hervorstachen. Man hatte den Toten die Uniformen

abgenommen, aber die Halschnüre mit den Blechmarken waren noch da. So erkannte der Muschik sofort, dass die dort unten in der Grube Soldaten des Feindes gewesen sein mussten. Freischärler hatten sie wohl irgendwo in der Nacht aufgegriffen und dann in der Abgeschiedenheit der alten Kapelle zum Erschießen an die Wand gestellt. Den Zuberstliegenden hatte der Todesschuss mitten in die Stirn getroffen. Der Muschik starrte auf das hässliche, kleine Pulvermal, das die Pistole in das graue Gesicht geschrieben hatte. Er empfand kein Bedauern. Er dachte an seinen Sohn, und Hass würgte in seiner Kehle auf.

Einen Augenblick lang drängte es den Muschik, noch hinunter zu spucken auf das Leibergewirr unter dem Reisig. Aber da fiel eine blutverschmierte Hand aus dem Reisighaufen, begann zu flattern, klappte hin und her wie der Flügel eines Schmetterlings, blieb endlich zitternd stehen und wies zum Entsetzen des Muschiks mit hoch aufgerecktem Zeigefinger geradewegs zu ihm herauf.

Der Muschik wusste später kaum mehr zu sagen, wie er in die Grube und wieder aus ihr heraus

gekommen war. Sicher ist nur, dass er irgendwann dann völlig entkräftet Kopf an Kopf mit dem Heraufgeholteten auf dem Waldboden lag. Er sah, dass der Fremde noch jung war, kaum zwanzig. Er blickte in das blutverschmierte Knabengesicht und bemerkte mit Schauern, dass das Haar des Jungen weißblond und auch so büstenkurz geschoren war wie ehemals das seines Sohnes. Dann erst entdeckte der Muschik unter dem nachquellenden Blut die tiefe Schramme, die den Scheitel des Halbtoten überfurchte. Er riß sein Hemd in Streifen und verband die Wunde, Lage um Lage, aber die Röte schlug immer wieder durch. Es war schon fast wieder Mitternacht, als der Muschik mit dem Verletzten in seine Hütte am Ende des Dorfes zurück kehrte. Tragen hatte der Alte den jungen, kräftig gebauten Körper nicht können. Er hatte aus der Sakristei eine der alten, teppichdicken Prozessionsfahnen geholt und die Last zu einem Bündel verschnürt hinter sich herschleifen müssen, mit größten Mühen und vielen Pausen, den ganzen Weg durch die Wälder und über die Felder.

Mehrere Wochen ging der Muschik nicht in den Laden. Er

pfl egte den Kranken und teilte mit ihm seine spärlichen Vorräte. Aber es dauerte lange, bis der Junge wieder aufrecht sitzen konnte, und noch länger, bis er aufstehen und mit unsicheren Schritten in der Hütte umhergehen konnte. Schon hingen die ersten Schneewolken am Herbsthimmel, da kam eines Tages der Starost mit mehreren Dorfbewohnern an den Zaun vor die Kate. Die Leute hatten Dreschfl egel dabei und Mistgabeln, und ihre Mienen verhi eßen nichts Gutes. Der Muschik kam heraus und trat vor die Gartentür. „Du verbirgst einen Feind“, sagte der Starost, „gib ihn heraus!“

Der Muschik sah dem Starosten geradewegs ins Gesicht. Blick in Blick standen die beiden, dann brach der Muschik plötzlich das Schweigen. „Geht hinein und seht nach, ob ihr einen Feind findet,“ sagte er. Die Männer drängten den Muschik beiseite und betraten die Hütte. Der junge Fremde kauerte auf einem niedrigen Schemel vor dem Herd und spielte mit Pferdchen und Wägelchen. Sein Spiel nahm ihn ganz gefangen. Er schwang eine kleine Peitsche und lenkte mit großem Eifer sein kindisches Gefährt über eine Anhäufung von Holzspänen. Dabei lallte

und plärrte und juchzte er abwechselnd und nahm die Herantretenden gar nicht wahr.

Erst als der Starost noch näher kam, schaute der Junge hoch und klammerte sich kreischend an den Muschik. Der umfaßte ihn und barg das Gesicht des Aufschluchzenden sorglich an seiner Schulter. Der Starost blickte auf die Jammergestalt. Er sah die Verstörtheit des Jungen und sah auch, dass dem Verängstigten eine tiefe, noch kaum vernarbte Scharte über den Schädel lief. Und da begriff der Starost, dass die Narbe von einem Streifschuss herrührte, der den Fremden zwar nicht ums Leben, wohl aber völlig um den Verstand gebracht hatte.

„Er ist kein Feind mehr“, sagte der Starost zu seinen Begleitern. „So wie er ist, ist er niemandes Feind mehr.“ Aber dann, zum Muschik gewandt, fuhr er fort: „Und doch kann er hier nicht bleiben. Er muss in ein Lager, sonst wird er zur Gefahr für das ganze Dorf.“ „Du weißt sehr wohl, was in den Lagern geschieht,“ entgegnete der Muschik. „Er muss fort“, beharrte der Starost. „Niemand darf ihn hier finden. Ganz gleich, ob die unseren kommen oder die anderen: Wenn sie ihn

hier finden, dann werden wir alle bestraft.“

Der Muschik drückte den Jungen noch fester an sich und richtete sich hoch auf. Dann riss er mit einem Ruck die Ikone vom Hausaltar und hielt sie den Männern entgegen. „Ihr werdet ihn mir nicht nehmen“, rief er. „Einen Sohn hat mir der Herr genommen, und einen andern hat er mir gegeben. Den will ich behalten.“

Der Starost sah auf die Bildtafel in den Händen des Muschiks. Sie war alt und rußgeschwärzt, aber in Umrissen erkannte man darauf noch die Gestalt eines Friedenskönigs, der seine Hände segnend über den Erdball hielt. Unsicher suchte der Starost die Blicke der Dorfältesten, die mit ihm gekommen waren. Die aber starrten wie versteinert auf die Ikone. Dann hob unvermittelt einer von ihnen die Hand und schlug nach Altväterweise langsam und feierlich das große Zeichen des Kreuzes zwischen sich und dem Jungen. Und einer nach dem andern tat es dem ersten nach, und zuletzt auch der Starost. Dann verließen sie schweigend und mit gesenkten Blicken die Hütte. Der Muschik wartete noch, ob vielleicht einer zurück käme, aber es kam keiner

mehr. Und auch am nächsten Tag, als der Muschik zum erstenmal den Jungen in den Dorfladen mitnahm, sagte keiner im Dorf ein Wort.

Zwar blieben die Kunden zunächst aus, aber nach wenigen Tagen fand sich die alte Kathinkababa, die selber drei Söhne im Krieg verloren hatte, als erste ein. Und nach und nach kehrten auch die anderen zurück und kauften ein. Sie gewöhnten sich fast daran, dass der große fremde Junge Tag für Tag vor dem Ladentisch saß und mit Pferdchen und Wägelchen spielte. Zu Weihnachten schenkte der Muschik dem Jungen eine Flöte. Sie brachte nur einige wenige Töne hervor, aber dafür war sie besonders kunstvoll geschnitzt. Der Muschik hatte ihr die Form eines Vögelchens gegeben, sie rundum rabenschwarz bemalt und Schnabel und Augen mit bunter Lackfarbe aufgesetzt.

Niemand wusste, wie es dem Muschik gelungen war, in den überlangen Schwanz des Vögelchens ein Pfeifchen einzubauen und die Löcher zum Spielen zwischen die Flügel einzuschneiden. Zuerst pustete und pfiiff der Junge nur ungeschickt auf der Flöte. Bis zur Schneeschmelze bekam er das

Instrument jedoch irgendwie in den Griff. Er brachte gelegentlich Tonfolgen zustande und spielte manchmal, wenn er einen guten Tag hatte, auch ein kleines fremdartig klingendes Lied, das keiner im Dorf je gehört hatte.

Von da an ging der Junge nie ohne seine Holzflöte aus. Und weil er keinen Namen hatte, fiel es den Leuten ein, ihn einfach nach seiner Flöte zu nennen. „Holzvögelchen“ riefen sie ihn, und der Junge hörte darauf und kam jedesmal lachend und ungelenk angestürmt, wenn einer ihn bei diesem Namen rief. Bis zum Sommer war es den Leuten schon ganz zur Gewohnheit geworden, dass Holzvögelchen allen alten Weibern die Einkaufstasche nach Hause trug. Meist bekam er zur Belohnung ein Zuckerchen. Das schleckte er oft gleich vor der Haustür und spielte dann artig zum Dank auf der Flöte noch schnell sein einziges Lied.

Der Tag, an dem die drei gepanzerten Wagen ins Dorf einfuhren, war ein warmer Sommertag. Der Muschik kramte irgendwo weit hinten im Warenlager und hörte und sah nicht, was auf der Straße vorging. Holzvögelchen war eben von einer Besorgung

zurückgekehrt und saß vor der Ladentür, als die Wagen mitten auf dem Dorfplatz hielten. Die Wagentüren gingen auf und Männer in den gefürchteten feindlichen Uniformen sprangen heraus. Die Einheimischen begriffen sofort, worum es ging. Sie eilten in die Häuser und versteckten dort in Windeseile sich selbst mitsamt allem Ess- und Trinkbarem in den Kellerlöchern unter den Bodendielen.

Holzvögelchen blieb sitzen. Er lutschte an einer Zuckerstange und hielt wie immer seine Holzflöte in der Hand. Einer der Uniformierten, ein junger Mann, dem trotz des Gewehrs in der Hand noch Angst und Unsicherheit aus den Augen schauten, ging auf den Laden zu. Holzvögelchen sah ihn kommen. Er erblickte die Uniform und die Waffe und plötzlich flog etwas wie ungläubiges Staunen und jähes Erinnern an längst Vergessenes über sein Gesicht. Er sprang auf und lief, die Flöte immer noch in der Hand, mit vorgestreckten Armen auf den Soldaten zu. Der sah das schwarz glänzende, langgestreckte Ding in der Hand des Jungen, hielt es für eine Pistole, riss das Gewehr hoch und schoss augenblicklich. Die Garbe

aus nächster Nähe schlug Holzvögelchen in die Luft und ließ ihn fast auf der Stelle niedersacken.

In diesem Moment rannte der Muschik aus dem Laden und warf sich über den Jungen. Er wollte ihn mit seinem Körper decken, aber es war schon zu spät. Noch am Boden liegend hob der Muschik die Flöte auf und hielt sie in brüllend verzweifelter Anklage dem fremden Soldaten entgegen. Der feuerte abermals, und dann wurde es sehr still auf dem Platz. Auf die Schüsse hin kam der Kommandierende des Trupps herbei

und nahm dem toten Muschik das kleine schwarze Vögelchen aus der Hand. Er drehte und wendete es lange und warf es urplötzlich angewidert in den Staub. Dann schnellte er auf dem Absatz herum, gab das Zeichen zum Sammeln, und es dauerte kaum eine Minute, bis die Wagen weit hinter dem Dorf in der Kurve zum Birkenwäldchen verschwanden.

Man bahrte die beiden Toten in der Kate des Muschiks auf. Einer der Leichenträger nahm die Ikone mit dem Christkönigsbild von der Wand und stellte sie zwischen

Kerzen auf die obere Kante des Totenbrettes. Der Starost hielt die Totenwache. Er muss dabei wohl eingenickt sein, denn auf einmal überkam ihn ein Traum: Er sah die Welt im Krieg. Sie war ein Totenhaus und davor ein riesiges Gräberfeld, auf dem an unzähligen Gräbern Mütter und Väter den Tod ihrer Söhne beweinten. Und dann sah der Starost ganz weit vom anderen

Ende des Feldes her den Muschik kommen. Zwei Söhne begleiteten ihn, und es war in der Ferne kaum auszumachen, welcher der echte Sohn war und welcher der angenommene. Sie waren sich so ähnlich, dass der Starost erst beim Näherkommen in dem Sohn zur Linken Holzvögelchen erkannte. Er hatte seine Flöte dabei und spielte darauf sein kleines, klagendes Lied. Und die Flöte klang so hell und so zwingend, dass die Mütter und Väter die Köpfe hoben und aufstanden und sich über die Gräber hinweg die Hände reichten. Und sie schlossen sich hinter dem Muschik und seinen Söhnen zu einem mächtigen Zug, der den Erdkreis füllte und unaufhaltsam voran schreitend sämtliche Gräben und Dämme zwischen den Völkern überwand. Der Starost konnte sich kaum satt sehen an dem Wunderbild des Traumes.

Er wollte hinzu treten und sich einreihen in den unendlichen Zug, aber da fiel mit plötzlichem Gepolter eine Kerze vom Totenbrett, und der Starost erwachte. Noch völlig benommen von seinem Traum richtete der Starost die Kerze auf und entzündete sie aufs Neue. Dann setzte er sich wieder und wartete, aber der Traum

Lied des Holzvögelchens

*Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.
Er fiel auf zarte Blaublümelein.
Sie sind gestorben, verdorben.
Sie sind gestorben, verdorben.*

*Ein Sohn war seinen Eltern lieb.
Er musste fortziehen in den Krieg.
Er ist gestorben, verdorben.
Er ist gestorben, verdorben.*

*Ach weint, ach weint, Ihr Eltern mein,
denn Euer Sohn kommt nimmer heim.
Ich bin gestorben, verdorben.
Ich bin gestorben, verdorben.*

kehrte nicht zurück. Es blieb ganz still in dem Raum und die Kerzen beschienen, nun ohne zu flackern, für den Rest der Nacht die bleichen, im Tode seltsam gelösten Gesichter des Muschiks und seines fremden Sohnes.

So endet die Geschichte vom Muschik und dem Holzvögelchen. Die alten Leutchen in den weltabgeschiedenen Dörfern, die diese Geschichte immer wieder erzählen, schwören Stein und Bein, dass jedes Wort an ihr wahr sei. Und sie behaupten auch, dass man in gewissen Sommernächten manchmal den Klang der Holzvögelchenflöte über den Wäldern hören könne.

Die jungen Leute in den Dörfern haben da ihre Zweifel. Sie glauben nicht so recht an die Erzählungen von seltsamen Dingen zwischen Himmel und Erde. Aber wenn dann ab und zu aus aller Welt Nachrichten kommen, dass Mütter und Väter ihre Söhne von den Aufmarschlinien zurückholen, damit sie nicht leichtfertig auf die Söhne anderer Väter und Mütter schießen, dann kommt es schon vor, dass der eine oder der andere ins Nachsinnen kommt, besonders wenn der Winter lang ist und der

Schnee in den tintenblauen, schier endlosen Nächten schwer auf die Dächer drückt.

Nachwort

Normalerweise übersetzt man heute das Wort „Muschik“ mit „Bauer“. Im Ursprung des Wortes bedeutet jedoch „Muschik“ nichts anderes als „kleiner Mann“. Es setzt sich zusammen aus dem slawischen Stammwort „muz“ = „Mann“ und der nachgestellten Verkleinerungsform „-ik“. Erst im Russland der Zarenzeit wurde das Wort zum Spottwort der Großgrundbesitzer für ihre Kleinbauern: Die Muschiks waren für ihre Feudalherrn nichts weiter als „Männchen“, menschliche Peanuts, die man auf dem Schachbrett der großen Geschäfte und Kriege beliebig verschachern konnte und auch ganz gewohnheitsmäßig zum „Bauernopfer“ in die erste Schlachtreihe stellte.

Ausgehend von dieser Wortbedeutung ist die Geschichte vom Muschik als Geschichte des kleinen Mannes in den großen feindlichen Auseinandersetzungen der Machthaber schlechthin zu lesen: Sie ist die Geschichte des „Bäuer-

leins“ und der Söhne aller „Bäuerlein“ im Irrsinn des einen oder anderen Krieges.

Es war das Motiv vom „Irrsinn des Krieges“, das mich beim freien Erfinden dieser Geschichte leitete. Der Irrsinn des Krieges war darzustellen, jener Irrsinn, der alles Sinnige ins absolut Widersinnige verkehrt: Glück kehrt er um in Unglück, Recht in Unrecht und Unschuld in Schuld. Der Junge stirbt im Irrsinn des Krieges wie Gras im Feuerofen, und der Alte, der unter Qualen den Tod herbei sehnt, kann nicht sterben. Der Lebensretter, der einen einzigen Fremden rettet, gefährdet mit seiner Tat seine sämtlichen Dorfgenosser. Alle „Normalen“ haben Feinde, und nur der „unnormale“ Irrsinnige ist niemandes Feind. Der junge, ängstliche Soldat auf dem Dorfplatz schießt in vermeintlich gerechter Notwehr und erschießt statt eines Feindes einen Freund und dessen Retter. Und das unschuldigste aller Spielzeuge, die kleine Holzflöte in Form eines Täubchens, wird, weil sie schwarz ist und umgekehrt gehalten wird (in der widersinnigen Verkehrung des Krieges, die selbst das Symbol des Krieges, die selbst das Symbol der weißen Taube umkehren kann) zum Trugbild einer zum Angriff

erhobenen Pistole und damit zum Auslöser einer Katastrophe, die als ersten den trifft, der eben im Augenblick des Geschehens aus dem Irrsinn seiner Umnachtung in die Ahnung seiner früheren Realität zurückkehrt.

In Konsequenz zu diesem durchgängigen Irrsinn-Motiv musste ich ans Ende der Geschichte des kleinen Mannes eine scheinbar ebenso irrsinnige Utopie setzen: in dem Traum am Ende der Muschik-Geschichte verwischen sich die Grenzen des Vernünftigen, die widersinnige Formulierung vom „fremden Sohn“ wird zum sichtbaren Sinnbild dafür, dass der Irrsinn des Krieges wahrscheinlich erst dann überwunden werden kann, wenn ihm eine Irrealität entgegen gesetzt wird, die aller bisherigen „vernünftigen“ Realität des Meinens widerspricht.

Weil ich irgendwie einen Ort und eine Zeit für die Geschichte vom Muschik wählen musste, habe ich sie in Rußland in der Zeit vor 1945 angesiedelt. Gemeint ist sie aber eher zeitlos, denn ich habe sie im ersten Jahr des letzten Krieges zwischen Serben und Kroaten geschrieben. Ich war damals sehr oft in Gedanken bei meinen Freunden in Kroatien und wartete unge-

duldig darauf, dass die Mächtigen der heutigen Welt diesen irrsinnigen Krieg nicht länger dulden würden. Die Vorstellung, dass in allen Augenblicken meines Wartens auf kroatischer wie auf serbischer Seite wieder einmal unzählige Söhne sinnlos verbluteten, drehte sich in meinem Kopf immer wieder im Kreis, durchmischt mit Wortfetzen aus dem slawischen Sprachraum, dem Kroaten wie Serben gleichermaßen angehören. So war mir damals gar nichts anderes möglich, als eine Geschichte im slawischen Kolorit zu schreiben, quasi als Denkmal für die Sterbenden in der Ferne.

Und mit dem Traum am Ende der Geschichte habe ich all jenen kroatischen Müttern ein Denkmal setzen wollen, die zur Zeit der Entstehung der Geschichte unter großen Gefahren für die Verbreiterinnen in vielen serbischen Städten ein Flugblatt absetzten, in dem mit einem Gruß an alle serbischen Mütter und Väter stand: „Lasst uns doch lieber statt Begräbnissen Hochzeiten vorbereiten für unsere Sohne.“

*Augsburg, im Frühjahr 1998
Eva Köberle*

Verletzlicher Friede

Die Geschichte vom „Holzvögelchen“ macht die Frage nach Siegern und Besiegten ebenso nebensächlich wie die Frage nach dem, der „im Recht“ ist. In eindringlicher Weise wird hier beispielhaft aufgezeigt, wie verletzlich der Friede ist und dass immer Menschen die Verlierer sind.

Kinder und Jugendliche können durch diese Geschichte zur Einsicht geführt werden, dass nur das bedingungslose Eintreten für den anderen, gleich welcher Nationalität, Hautfarbe oder Religion und unabhängig davon, auf welcher Seite dieser andere vorher stand, den Kreislauf der Gewalt zu durchbrechen vermag.

*Prof. Dr. Jürgen Zöllner,
Minister für Bildung, Wissenschaft
und Weiterbildung des Landes
Rheinland-Pfalz (1998)*

Kommentar

Was erwartet ein Leser von einer Geschichte, die so beginnt: „In den weltabgeschiedenen, fast vergessenen Dörfern am Saum der großen Wälder sind die Winter

lang ...“; was kann er in einer Geschichte erfahren, die so ausklingt: „...“, besonders, wenn der Winter lang ist und der Schnee in den tintenblauen, schier endlosen Nächten schwer auf die Dächer drückt“?

Er kann eine eher behagliche, volkstümliche Erzählung erwarten, die eine Episode im Leben einfacher Menschen aufgreift und entwickelt, eine Episode aus dem Leben von Menschen, die in „ihrer“ Ordnung leben, von Menschen, deren Lebensrhythmus vom unabänderlichen Wandel der Jahreszeiten bestimmt wird: Der Sohn des Bauern wird wieder Bauer, die Obrigkeit steht auf der Seite der Leute in ihrem bäuerlichen Lebenskreis: der Gute wird belohnt, der Böse findet seine Strafe ...

Dennoch, die Geschichte ist keine Kalendergeschichte, auch wenn sie in der Erzählertradition dieser volkstümlichen Form steht; sie ist schon gar keine „Heile-Welt-Geschichte“, in der auf wunderbare Weise eine verletzte Ordnung wiederhergestellt wird ...

Nein, der Sohn des Bauern wird nicht wieder Bauer. Ein ferner Krieg (der Erste Weltkrieg), ein politischer Umsturz (die Oktoberrevolution) machen dies unmög-

lich ... Lakonisch wird festgestellt: „Man wies ihm die letzte Kate am Ende des Dorfs zu“.

Der jähe Wechsel in den Lebensumständen löst keine Auflehnung aus; er wird hingenommen - wieder scheint die „heile Welt“ als Möglichkeit auf. Der zum Verkäufer gewordene Bauernsohn (der „Muschik“) heiratet eine „gute Frau“, die ihm einen von allen geliebten Sohn gebiert ...

Aber auch dieser neue Ansatz wird vernichtet: Der herangewachsene Sohn stirbt in einem neuerlichen fremden Krieg (dem Zweiten Weltkrieg).

Nur durch eine besondere Fügung gelingt es dem Muschik, sich noch einmal aus der tiefen Verzweigung zu retten: Er nimmt einen verletzten jungen Soldaten des Feindes an Sohnes Statt an, und es gelingt ihm wieder, in einer allseits „unheilen Welt“ Ordnung und Menschlichkeit zu setzen ...

Aber die Maschinerie der Zerstörung wird nicht aufgehalten: Der Feind tötet den ihm fremd gewordenen Kameraden, auch der Muschik wird in einer beiläufig anmutenden Weise erschossen ...

Aber: Der Muschik erhält über seinen Tod hinaus seinen Mitmenschen die Möglichkeit der Utopie,

ohne die Leben nicht möglich ist: Den Traum vom Frieden von Aussöhnung, von Vergebung.

Und wieder leuchtet - diesmal im Traum - die Möglichkeit nicht der „heilen Welt“, sondern die Möglichkeit des „Heilens der Welt“ auf.

Dies scheint die optimistische Botschaft der Geschichte: Die Welt ist zerrissen, von Untergang und Zerstörung bedroht. Sie ist keine „heile Welt“ - aber sie ist eine „heilbare Welt“. Der unheroische Protagonist der Erzählung, der Muschik, gibt beispielhaft vor, wie diese Heilung möglich wird: Durch Standhalten, durch Menschlichkeit, durch das Tun des jeweils Notwendigen jenseits aller Ideologien ...

Erich Geiber

Wolfsfieber



In diesem Grab ...

liegt ein toter Soldat. Er liegt dort schon lange, und dies ist seine Geschichte:

Vor langer Zeit kam ein Junge zur Welt. Er war ein Kind, auf dem Schoß seiner Mutter, an der Hand seines Vaters, ein Kind wie so viele damals, vor langer Zeit.

Er wuchs heran und ging aus dem Haus und suchte sein Brot und wurde Soldat, ein Soldat wie so viele: damals, vor langer Zeit.

Aber die Zeit war nicht gut, denn Armut drückte die Dörfer und Städte und im Land ging ein Wolfsfieber um.

Das Wolfsfieber kam aus einer Schlucht tief in den Bergen. Dort lag, mit eisernen Ketten gekettet, in einer Höhle ein riesiger, eisgrauer Wolf.

Der Wolf war der uralte Krieg. Er hatte schon mehrmals das Land verheert, und lag nun gefangen, und die Höhle deckte ein schwerer Stein, der verhindern sollte, dass der Krieg wieder ausbrach.

Aber der Stein deckte den Eingang der Höhle nicht ganz. Und so kam es, dass der Atem des Ungeheuers Nacht für Nacht aus der Tiefe der Schlucht stieg und mit den vier Winden weit über Land quoll.

Der Atem des Wolfes war giftig. Er drang in die Köpfe von Menschen und machte sie wölfisch fiebern nach den Dingen des Wolfes: nach Hauen und Stechen, nach Brennen und Morden, nach Landnahme, Schlacht und Krieg.



Das Wolfsfieber fraß um sich im Land, aber es war so schleichend, dass man es kaum erkannte. So wurde nichts unternommen, das Wolfsfieber aufzuhalten, und es wurde geduldet, dass die Ansteckung weiterging.

Viele steckten sich an, und die Zahl der Wolfsfiebrigen nahm Tag für Tag zu. Und so kam es, dass bald nur noch ein einziges Gesetz im Land galt, das Gesetz des Wolfes: im Rudel zu jagen und alles zu hetzen, was weder die Stärke des Wolfes, noch seine Gier, noch sein Blut in den Adern hatte.



Wolfsfieber

Dieses Gesetz war das Schlimmste: es machte die Menschen zu Wölfen und ließ es auch zu, dass der Schlimmste von allen Wolfsfiebrigen hinging und den Wolf des Krieges aufs neue entfesselte.

Wie ein riesiger Schatten stieg der alte Wolf aus der Schlucht und suchte ein Schlachtfeld. Und dort stand er dann wieder und fraß die Soldaten, fraß wie er immer gefressen hatte: mit zwei Köpfen, nach beiden Seiten zugleich.



Der junge Soldat hatte das Wolfsfieber nicht. Und dennoch

musste er fort in die Schlacht und wurde vom Wolf gepackt und gerissen und starb, starb elend im Schmutz wie so viele: damals, vor langer Zeit.

Als der Soldat nicht mehr heim kam, weinten Mutter und Vater. Sie weinten und weinten, wie so viele Mütter und Väter: damals, vor langer Zeit.



So floß nach und nach eine Flut von Tränen über das Land. Aber die Flut war gut: Sie löschte das brennende Fieber, und viele wurden vom Wolfsfieber wieder geheilt. Endlich erkannten sie den

Wolf wieder als Wolf und warfen sein Gesetz und brachten den Krieg zum Stillstand.

Das war nicht einfach: Noch viele ließen dabei ihr Leben.

Zuletzt lag der Wolf wieder in Ketten. Man warf ihn in eine noch tiefere Schlucht als zuvor und deckte die Höhle fester denn je, und alle schworen, den Krieg nie wieder losbrechen zu lassen.

So schworen die Menschen: damals, vor langer Zeit.

Und so endet hier die Geschichte des toten Soldaten.

Doch niemand soll glauben, dass auch die Geschichte des Wolfes hier endet: Er liegt in der Höhle und atmet wie eh und je, und sein Atem streift immer noch über Land, Nacht für Nacht, ganz unmerklich.

Er quillt in die Ohren der Jüngsten und geifert in ihre Herzen und macht sie wolfsfiebrig träumen: vom Schlagen und Treten, vom Würgen und Zündeln, von Wolfsstärke, Kampf und Sieg.



Nachwort

Die Geschichte vom Wolfsfieber begann in meinem Kopf zu arbeiten, als ich im Spätsommer vorletzten Jahres vom Tod dreier junger Männer hörte. Ich hatte sie alle drei von klein auf gekannt. Oft hatte ich ihnen Kaugummi geschenkt und ebenso oft ihnen verboten, dauernd im Spiel die Mädchen an den Haaren zu ziehen. Nun konnte ich beides nicht mehr: Sie waren aus einem Krieg nur noch in Särgen heimgekehrt in jenes Dorf am Meer, das in vielen Urlaubssommern auch mir zur Heimat geworden war.

Als ich vom Tod der Jungen erfuhr, wusste ich, woran sie gestorben waren: Sie waren an den Folgen eines Buches gestorben. Das Buch hatte einer geschrieben, der an Wolfsfieber litt. Alle Welt verurteilte ihn später als Kriegsverbrecher, aber das nützte den Toten, die an seinem Buch gestorben waren, dann auch nicht mehr.

Es war ein fürchterliches Buch, das jener Wolfsfiebrige geschrieben hatte: Es hetzte das Volk des Buchschreibers zum Krieg und redete ihm ein, dass es nach dem Gesetz des Wolfes größeres Recht

auf Land und Leben habe als alle Brudervölker ringsum.

Irgendwie war mir dann nach dem Tod der Jungen und dem Ende des Krieges, als müsste ich dem Buch des Wolfsfiebrigen eine Geschichte entgegensetzen. Aber es war mir auch klar, dass es so kurz nach Ende dieses Krieges entweder viel zu spät oder noch zu früh war für solch eine Geschichte. Und außerdem konnte ich nicht hoffen, dass sich viele Leser finden würden, weil die Geschichte zwar neu, aber doch auch sehr alt war. Auch schrieb sich die Geschichte sehr zäh. Sie ging im Kreis und drehte sich wie ein Rad: Immer, wenn ich glaubte, ein Ende gefunden zu haben, war da schon wieder ein Anfang.

Hätte mich nicht Freund Michel*), der dem Volksbund und mir schon viel Arbeit gemacht hat, immer wieder ermahnt, endlich weiter zu schreiben, dann gäbe es heute die Geschichte vom Wolfsfieber nicht. Deshalb gehört sie nun auch ihm: Ich schenke sie ihm zum fünfundsiebzigsten Geburtstag. Und mit ihm schenke ich sie all jenen, die wie er vor fünfzig Jahren aus einem schrecklichen Krieg schrecklich verstört nach Hause kamen und seither nicht

aufgehört haben, dem Wolfsfieber hier zu Lande entgegenzuwirken.

Gern hätte ich die Geschichte auch den drei Jungen geschenkt, denen ich jetzt keinen Kaugummi mehr schenken kann. Und ebenso gerne möchte ich sie möglichst vielen anderen Jungen schenken aus vielen anderen Ländern. Das heißt aber nicht, dass ich meine, dass möglichst jedes Kind die Geschichte vom Wolfsfieber lesen müsste. Für mich ist nur wichtig, dass möglichst viele Kinder dieser Erde schon bald das Tränenkraut finden. Und wenn sie es gefunden haben, dann wird alles gut, und es wird keine Rolle mehr spielen, ob ihnen eine Geschichte den Weg gewiesen hat oder nicht.

*Augsburg, im Frühjahr 1997
Eva Köberle*

*) Rektor a. D. Werner Michel (†), langjähriger Vorsitzender des Pädagogischen Arbeitskreises des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Kriegsteilnehmer im Zweiten Weltkrieg, über 50 Jahre lang bis zu seinem Tode ehrenamtlicher Mitarbeiter des Volksbundes.

Der fremde Vogel - eine Geschichte für Mutige und solche, die es werden wollen

An einem heißen Sommertag saßen der kleine Tiger und der kleine Bär auf den Stufen ihrer Veranda im Schatten. „Weißt du was,“ sagte der kleine Bär plötzlich, „heute möchte ich nicht kochen. Wir gehen jetzt in den Supermarkt und holen uns Vanillepudding und frische Johannisbeeren, das ist an einem so heißen Tag wie heute besser als alles andere zu Mittag.“

„Fein“, stimmte der kleine Tiger zu, „und dann nehmen wir noch zwei Pfund Kirschen mit, für abends, damit wir uns drunten am Fluss unter die Bäume setzen und die Steine ins Wasser spucken können.“

Also gingen sie zum Supermarkt. Als sie dort ankamen, stand am Eingang bei den Einkaufskörben ein fremder Vogel. Er sah elend aus: Sein überlanger Schnabel hing fast auf die Erde, er hatte einen schäbigen Mantel an und



unter dem Mantelsaum hingen noch sehr zerzaust ein paar lange schwarze Schwanzfedern heraus.

„Was ist denn das für einer?“ brummte der Bär. Er war ein bisschen ungeduldig, weil der fremde Vogel so lange an dem Münzeinwurf für die Einkaufswägen fummelte und nicht damit zurecht kam.

„Das ist ein Ausländer“, sagte der kleine Tiger, „ein Tukan, der kommt aus Tukanien.“

„Immer diese Ausländer,“ zischte eine alte Schlange, die auch auf einen Wagen wartete, „kommen daher und kennen sich mit nichts aus.“

Der kleine Bär und der kleine Tiger gingen weiter zur Obst- und Gemüseabteilung. „Für die paar Johannisbeeren und Kirschen brauchen wir keinen Wagen“, sagte der Tiger. „Schließlich sind wir ja zu zweit und haben vier Hände.“

Aber an der Obstwaage trafen sie schon wieder auf den Tukan. Er hatte eine viel zu kleine Tüte bis oben hin mit Pfefferschoten vollgestopft, und nun war sie ihm geplatzt und all die Pfefferschoten lagen um die Waage verstreut auf dem Fußboden.

„Wie ungeschickt“, brummte der Bär, dem es gar nicht passte,



dass er schon wieder warten sollte. Und eine Nebelkrähe mischte sich keifend ein. „Ich weiß nicht, wo das noch hinführen soll mit all diesen Ausländern. Überall stören sie und halten nur den Betrieb auf.“

„Wozu braucht der auch so viele Pfefferschoten“, brummelte der Bär. „Wenn ich welche esse, dann eine oder höchstens zwei, aber doch nicht zwei Kilo, das hält doch kein Bär aus.“

„Der Tukan ist ein Pfeffervogel, und Tukanien ist das Pfefferland“, erklärte der kleine Tiger, „und jeder Pfeffervogel braucht in der Woche mindestens zwei Kilo Pfefferschoten.“ „Igit!“ rief der kleine Bär, „diese Ausländer sind

doch wirklich manchmal höchst wunderbar.“

Der kleine Tiger sagte nichts. Er war eine Weile ganz still, und der Bär fragte sich schon, was der Tiger denn nun auf einmal habe.

Aber dann sprach der Tiger plötzlich wieder: „Ich bin auch ein Ausländer,“ sagte der Tiger fast unhörbar, „und ich mag es nicht, wenn du auf die Ausländer schimpfst.“

Dem Bären wurde es heiß unter dem Fell. „Du willst ein Ausländer sein?!“ rief er erregt. „Du wohnst doch seit mehr als sieben Jahren bei mir in der Hütte. Du hast jeden ersten Tag Küchendienst und ich jeden zweiten, und im Sommer gehen wir fast jeden Nachmittag zusammen fischen und im Herbst holen wir zusammen Holz für den Winter, und ... und ...“. Der Bär kam ins Stottern. „... und überhaupt bist du mein Freund und kein Ausländer!“ brachte er schließlich heraus, nach Luft ringend vor Entrüstung.

„Und doch bin ich ein Ausländer,“ sagte der Tiger, „du weißt es nur nicht. Setz dich dorthin auf die leeren Obstkisten, dann will ich es dir erzählen.“ „Geboren bin ich in Radjistan,“ begann der Tiger, „das liegt in Indien ganz weit hinten.

Mitten im dichtesten Dschungel wurde ich geboren, in einer Höhle unter den Stufen eines alten, halb verfallenen Tempels. Meine Mutter war die Königin des Dschungels. Sie lehrte mich alles, und jeden Abend, wenn der Mond aufging, musste ich zehn Minuten lang brüllen üben. ‚Brülle, Tigerchen, brülle,‘ sagte meine Mutter immer, ‚eines Tages wirst du der König des Dschungels sein, und dann muss deine Stimme so laut sein, dass alle Tiere vor dir erzittern und die Flucht ergreifen.‘“



Der kleine Tiger machte eine Pause. Man merkte ihm an, dass ihn die Erinnerung fast überwältigte.

Schließlich fuhr er fort: „Ich sage dir, Bär, der Dschungel dort bei dem Tempel, das war der

schönste Ort der Welt. Der Tempel war hoch und hatte noch einige Kuppeln, die glänzten in der Morgensonne an manchen Stellen immer noch golden, und die Tempelmauern zierten auf und auf steinerne Blumen und Götterfiguren. Der Dschungel hatte ein ganz neues Dach über die Ruinen des Tempels gebreitet, ein Dach aus Schlingpflanzen und duftenden Blumen, in dem nisteten bunte Vögel und sangen mich abends in den Schlaf.“

„Warum bist du dann dort weg gegangen, wenn es dort so schön war?“ fragte der Bär, immer noch ein wenig bärbeißig.

„Ich konnte nicht bleiben“, fuhr der Tiger fort, „denn die Menschen begannen unseren Dschungel abzuholzen. Zuerst holten sie nur ganz wenig Kleinholz alle Tage als Feuerholz, aber dann kamen sie mit großen Maschinen und holten auch die großen, alten Urwaldbäume als Bauholz und Möbelholz, und als die alten Riesen weg waren, da konnten ohne ihren Schutz auch die kleineren Bäume sich nicht mehr halten. Es wuchs nichts mehr nach und die Rehe, die Hirsche und die Antilopen verließen den Wald, und meine gute Mutter musste immer

länger und öfter jagen, um wenigstens eine Maus oder einen Frosch als Abendfressen nach Hause zu bringen.“

„Das ist ja furchtbar,“ entsetzte sich der kleine Bär, der selber oft einen Bärenhunger hatte, „da wart ihr ja knapp am Verhungern?!“

„So war es“, sagte der Tiger, „aber es kam nicht zum Äußerten, denn meine Mutter war klug. Sie holte mich eines Tages vom Spielplatz und richtete sich hoch auf über mir. Ich sollte nicht sehen, dass sie geweint hatte, aber ich sah doch, dass ihr Fell um die Augen ganz nass war. ‚Tigerchen‘, sagte meine Mutter zu mir, ‚Tigerchen, es ist Zeit, dass du in die Falle gehst.‘ Und sie führte mich zu einer Stelle im Elefantengras, wo die Menschen eine Art Käfig aufgestellt hatten. Sie hatten versucht, diesen Käfig mit Laub abzudecken, aber meine Mutter und mich konnten sie mit so etwas nicht täuschen. ‚Geh in die Falle, Tigerchen,‘ befahl meine Mutter, ‚hier findest du nichts mehr, nur noch den Tod. Aber wenn du in die Falle gehst, kommst du, wenn du Glück hast, in einen Zirkus oder einen Zoo. Und dann hast du immer dein Fressen dein Lebtag lang.‘ Und ich tat, was meine

Mutter mir sagte, und die Falltür schnappte zu, und meine Mutter wartete im Gras abseits, bis die Menschen kamen und mich mit samt der Falle wegtrugen, weit fort von meiner Mutter, meinem Dschungel und meinem Land Radjistan.“

Der Bär sagte nichts. Er schluckte und brummte nur ein bißchen und wusste nicht, wo er hinschauen sollte, weil ihm das Tigerchen so leidtat.

„Ich bin aber doch nicht zum Zoo oder zum Zirkus gekommen,“ erzählte der Tiger weiter. „Denn als das Schiff, auf dem sie mich hier her brachten, nach langer Fahrt an einem großen Kai anlegte, da kam ein betrunkenen Matrose vorbei, der wollte sich einen Spaß machen und machte meine Käfigtür auf. Da bin ich ausgerissen und gewandert und gewandert, bis ich dich traf, Bär.“

„Wie gut es doch ist, wie schön, dass du jetzt hier bei mir bist, Tiger,“ rief der Bär. „Und ich finde es auch schön, dass du ein so weit gereister Ausländer bist. Da kannst du mir jeden Abend vor dem Einschlafen noch ein wenig vom Dschungel erzählen.“

Sie standen auf und gingen durch die Regalreihen in Richtung

Ausgang. Als sie hinter der Kasse an der Eisbude vorbeikamen, war dort große Aufregung. Die Leute drängten sich, und mitten in dem Gedränge stand der Unglücksvogel Tukan und ein gefährlich aussehender Hase hielt ihm ein leeres Eisstäbchen bedrohlich dicht unter den Schnabel.

„Du hast mich geschubst!“ schnauzte der Hase den Tukan an, „Du bist schuld, dass mein Eis da am Boden liegt! Das wirst du mir bezahlen, du dreckiger Ausländer!“ Er rückte immer näher auf den Tukan ein und ein zweiter Hase, der den Kopf kahl geschoren hatte und eine Lederjacke trug, trat dem Tukan mit seinen Springerstiefeln fast auf die Zehen und rempelte ihn von der Seite an.

„Ich nicht bezahlen“, flüsterte der Tukan, „ich nichts getan mit Eis.“ Der große, dicke Hase gab dem Tukan noch einen Schubs, dass er zur Seite taumelte. Der Tukan schluchzte: „Haben kein Geld für Eis, mir sein daheim fünf kleine Kinder und Mama und Papa aus Pfefferland.“

Die Umstehenden standen nur da und schauten zu. Niemand griff ein, nur ein kleines Gänschen sagte ganz leise: „Der Tukan war es nicht. Der Hase hat nicht aufge-

passt, und da ist ihm das Eis von selbst von dem Stäbchen gerutscht und runtergefallen.“

Aber keiner hörte auf das Gänsehen. Manche grinnten sogar, als der dicke, kahlköpfige Hase nun den kleinen Tukan langsam am Mantelkragen hochzog.

Aber da wurde es dem Bären zuviel. Er kratzte dem Hasen von hinten nur einmal ganz sachte mit seiner schweren Bärenpatze über den Rücken. Und als sich der Hase umdrehte und auf den viel kleineren Bären losgehen wollte, da sprang der Tiger auf eine Abfallkiste vor der Eisbude, richtete sich hoch auf und brüllte so laut und Furcht erregend, dass die beiden Hasen auf der Stelle das Hasenpanier ergriffen.

„So habe ich seit meiner Kindheit im Dschungel nicht mehr



gebrüllt“, sagte der Tiger und schaute den Hasen nach. Er schnaufte noch ein bisschen vor Anstrengung.

„Aber sehr gut geholfen, vielen Danke“, sagte der Tukan und schüttelte dem Tiger und dem Bären vor Dankbarkeit immer wieder die Pfoten.

„Du essen Pfefferschoten?“ fragte er schließlich und bot dem Tiger und dem Bären aus seiner prallgefüllten Tüte eine Pfefferschote an. „Danke,“ sagte der Bär, „wirklich für mein Leben gern und besonders gern zu Vanillepudding.“

Und sie setzten sich auf eine Bank vor dem Supermarkt und aßen gemeinsam Vanillepudding mit Kirschen und Pfefferschoten, und bei der vierten Schote meinte der Bär, dass er doch noch am Morgen nie und nimmer gedacht hätte, dass Pfefferschoten mit Vanillepudding und Kirschen so gut schmecken könnten.

Und als der Tukan gegangen war, sagte der Bär zum Tiger: „Weißt du was, Tiger, heute abend gehen wir in den Wald und üben ein bisschen brüllen. Man weiß doch nie, ob man es nicht brauchen kann, wenn man wieder einmal solchen Hasen begegnet.“

Nachwort

Die Geschichte vom fremden Vogel habe ich in Köthen in Sachsen-Anhalt an einem heißen Sommertag um sechs Uhr früh erfunden. Ich war damals für zwei Tage in Köthen zu Besuch und hielt einen Vortrag für Erzieherinnen aus Köthen und Umgebung.

Drei Wochen vorher war in der nicht weit von Köthen gelegenen Stadt M. ein Ausländer von drei Rabauken grundlos auf der Straße angegriffen und zu Tode geprügelt worden. Der Tod dieses Ausländers ging mir nahe, obwohl ich ihn nicht kannte. Deshalb beschloss ich, den Kindern in Köthen und Umgebung auf dem Weg über ihre Erzieherinnen eine Geschichte zu schenken, die auch von einem Ausländer handelt, aber gut ausgeht.

Nun ist diese Geschichte niedergeschrieben und sie wird sogar gedruckt. Und vielleicht ist das gut so. Ich denke, die Kinder von Köthen und Umgebung haben nichts dagegen, wenn auch Kinder von anderswo diese Geschichte lesen dürfen.

Augsburg, im November 1994

Eva Köberle

„Ein bisschen brüllen üben!“

Kommentar zur Geschichte „Der fremde Vogel“

Fabeln, Märchen und alle Arten von Tiergeschichten werden von Kindern im allgemeinen gerne gelesen: Tiere, die wie Menschen handeln, sind gewiss ein Faszinosum. Da solche Texte darüber hinaus sehr oft erzieherisch bedeutsame Aussagen enthalten („Menschen, die wie Tiere handeln“) wurden sie zu allen Zeiten auch unter Pädagogen geschätzt.

Dabei ist die in Fabeln und verwandten literarischen Formen vermittelte Lehre durchaus doppelbödig.

Die Gestaltungsabsicht des Textes („Der Klügere gibt nach!“ „Klugheit schützt vor Schaden!“ „Misstrauere der Freundlichkeit der Mächtigen“ ...) mag pädagogisch sinnvolle Einsichten vermitteln (wenngleich auch hier sehr oft eine wenig kindgemäße, zynische Weltsicht vermittelt wird, vgl. etwa „Der Wolf und das Lamm“). Problematisch werden solche Texte durch eine strukturelle Eigenart, die den erklärten Absichten der

Autoren durchaus entgegen stehen kann.

Tiere werden in Fabeln und Märchen „benutzt“, um menschliche Eigenschaften typisierend darzustellen: Der Fuchs ist listig, der Esel ist dumm, der Hase ist ängstlich, der Bär ist stark und brutal, das Gänschen hilf- und ahnungslos ... Mit solchen Festlegungen erreichen - sicherlich ohne Absicht der Autoren - solche Darstellungen mitunter einen gefährlichen Nebeneffekt. Sie tragen dazu bei, Vorurteile und vorgefasste Meinungen zu stabilisieren: Die Gleichsetzung von Person (z. B. Bär) und Eigenschaft („stark“). Von da aus ist es nicht mehr weit zu anderen, verallgemeinernden Urteilen und Vorurteilen („Südländer sind ..., der Franzose ist...“).

Mit der Geschichte „Der fremde Vogel“ werden solche Vorurteile gewiss nicht bestärkt:

- Da ist ein Tiger, der keineswegs, wie man vermuten sollte, gierig, tückisch und bedrohlich ist ...
- Da ist ein Bär, der keineswegs nur stark ist ...
- Da sind Hasen, die aggressiv und gewalttätig auftreten, bis sie ...
- Da ist ein Gänschen, das keineswegs dumm ist und das erstaunlichen Mut beweist ...

- Da ist ein Tukan, ein in der Tat fremder Vogel, der gewiss keine Voreinschätzung seines Wesens aus der Kenntnis einschlägiger Tierfabeln nahelegt ...

- Und da ist eine Schlange, die dem biblischen Imperativ „Seid klug wie die Schlangen!“ nicht folgt, eine Nebelkrähe, die die Erfahrung ihrer Kolleginnen aus den Fabeln von La Fontaine vermissen lässt, und da sind „Leute“ ...

Allein schon aus dieser Rollenzuweisung wird eine Grundaussage des Textes deutlich: Das Wesen von Personen lässt sich nicht aus äußeren Merkmalen, aus Gruppen- und Volks- oder gar Rassenzugehörigkeiten ableiten, sondern einzig aus der Wahrnehmung ihres Handelns in konkreten Situationen.

Eine weitere wichtige Abweichung vom Muster der didaktisierten Tier-Erzählung ergibt sich aus der Veränderbarkeit der dargestellten Verhaltensmuster. Am schönsten lässt sich das an der Figur des kleinen Bären aufzeigen.

Er ist anfällig für pauschale Urteile und Verurteilungen, aber er bewahrt Offenheit: Er ist belehrbar und lernfähig.

Die Handlung der Geschichte knüpft an eine alltägliche Episode

an: den Einkauf im Supermarkt. Bär und Tiger wollen sich selbst etwas Gutes tun (Einkauf von Pudding, Beeren und Kirschen zur Vorbereitung eines kleinen „Festes“) und erfahren dabei Irritationen: Sie begegnen dem „fremden Vogel“, beobachten, dass er in seiner Fremdheit als störend empfunden wird; schließlich lassen sie sich in das Geschehen einbeziehen und ergreifen Partei für den Schwächeren ...

Die Handlung bleibt trotz des düsteren Motivs der Fremdenfeindlichkeit wegen dieser - leider gar nicht alltäglichen - Schlusswendung optimistisch: Veränderungen sind möglich - wenn Zivilcourage und die Bereitschaft zum „Sich-Einmischen“ gegeben ist, und wenn solidarisches Handeln stattfindet.

Die Geschichte vermeidet solche großen Worte. Sie zeichnet statt dessen kleine Bilder, die in ihrer Logik verständlich sind, ohne dass komplexe Zusammenhänge deswegen „zwangsvereinfacht“ würden.

So erweist sich der „kleine Bär“ als durchaus anfällig für fremdenfeindliche Parolen; schließlich fühlt er sich durch die Anwesenheit des „fremden Vogels“, dessen

Gewohnheiten („Pfefferschoten essen“) ihm unvertraut sind, verunsichert. Erst als sein Freund, der „kleine Tiger“, ihm Verständnis für das „Fremdsein“ vermittelt, ändert sich sein Bild - und von da aus ist es nur ein Schritt, ihn von der latenten Feindseligkeit abzubringen und zum engagierten Handeln zu bewegen.

Die Haltung des „kleinen Bären“, der wohl wichtigsten Identifikationsfigur des Textes, ist veränderbar - wenn ihm entsprechende Einsichten und Informationen vermittelt werden. Der „kleine Tiger“ übernimmt diese Aufgabe: Er kann sie erfüllen, weil seine Darstellung des Fremdschicksals authentisch ist, weil er von sich und seinen Erfahrungen redet, weil er sein Schicksal preisgibt - und sein eigenes Fremdsein offenbart.

So begegnet der Leser in dieser Erzählung einem Kaleidoskop von Handlungsweisen gegenüber „dem Fremden“.

Damit lässt es der Text zu, eigene Einstellungen und Handlungsweisen gegenüber Fremdem und Fremden zu hinterfragen und eine eigene Positionsbestimmung vorzunehmen. ...

Es ist zu wünschen, dass der „fremde Vogel“ vielen Kindern

bekannt wird: So kann der Auftrag der Friedenserziehung konkrete Gestalt annehmen und wird für Kinder verstehbar und nachvollziehbar.

Und: „Ein bißchen brüllen üben“ kann hierzulande gewiss nicht schaden!

Erich Geibert

Die Aufgaben des Volksbundes

Aus der Verpflichtung zur Wahrung des Gedenkens an die Opfer von Krieg und Gewalt, Frieden zu halten unter den Völkern und die Würde des Menschen zu achten, leiten sich für den Volksbund nachfolgende Aufgaben ab:

- ❖ **Anlage und Pflege der Kriegsgräberstätten im Ausland im Auftrag der Bundesregierung;**
- ❖ **Erfassung der Kriegstoten und ihrer Gräber im Ausland;**
- ❖ **Suche nach den Kriegsgräbern, Information und Betreuung der Angehörigen;**
- ❖ **internationale Zusammenarbeit in allen Angelegenheiten der Kriegsgräberfürsorge;**
- ❖ **Gestaltung des Volkstrauertages oder Mitwirkung daran;**
- ❖ **Jugend- und Bildungsarbeit an den Schulen und weiteren Bildungseinrichtungen;**
- ❖ **Förderung der Jugendbegegnung an den Ruhestätten der Toten;**
- ❖ **Beratung inländischer Stellen in allen Fragen der Kriegsgräberfürsorge.**

(Nach der Satzung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, § 3 - Aufgaben und Rechtsgrundlagen)

Möchten Sie mehr über die weltweite Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge wissen?
Dann fordern Sie bitte bei uns das Buch „Deutsche Kriegsgräberstätten im Westen“ an. Für die Förderer des Volksbundes (Mitglieder und Spender) ist das Buch selbstverständlich kostenlos. Wir bitten Sie nur für die Versandkosten um eine kleine Spende. Danke für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Bundesgeschäftsstelle
Werner-Hilpert-Straße 2 · 34112 Kassel
Telefon: 01805-7009-99 (€ 0,12/Min.) · Telefax: 0561-7009-221
e-Mail: info@volksbund.de
Internet: www.volksbund.de
Beitrags- und Spendenkonto: 4300 603
Postbank Frankfurt · BLZ 500 100 60